

DER MARIENBOTE

Juni 1956



Daß Priester und Gläubige zu einem rechten Verständnis der hohen Würde des Priester- und Ordensstandes gelangen.

„Der liebe Gott hat das Hunderfache dem versprochen, der aus Liebe zu ihm Vater oder Mutter oder Schwester verläßt. Ich weiß wohl", so schreibt die heilige Theresia, „daß man diese Worte des Heilands im allgemeinen auf Ordensleute anwendet. Aber ich fühle es im Grund meiner Seele ganz deutlich, daß sie ebensowohl für die großmütigen Eltern gesprochen sind, die dem lieben Gott ihr Kind zum Opfer bringen." Eltern, die das unaussprechlich große Glück haben, die Primiz eines Sohnes oder die Einkleidung einer Tochter zu erleben, spüren etwas von diesem „Hunderfachen". Sie ahnen es, daß es inmitten dieser Welt, die der Betriebsamkeit und Lebenshetze, der Gier, dem Geld und Genuß verfallen ist, ein Reich christlicher Seelengröße, ein Reich der Gottesliebe und des übernatürlichen Lebens, ein Reich echter Frömmigkeit und Reinheit, ein Reich voll Opfergeist und Nächstenliebe gibt und daß ihr Sohn, ihre Tochter diesem Reiche eingegliedert ist. Für ihr Kind gilt nun auch das Wort, das ein großer Heiliger zu Mat. 13, 45, gesprochen hat: „Der Mensch im Stand der Vollkommenheit lebt reiner, fällt seltener, erhebt sich rascher, wandelt vorsichtiger, wird häufiger vom Gnadentau erquickt, ruht sorgloser, stirbt zuversichtlicher, besteht die Reinigung im Läuterungsort schneller und wird reichlich gekrönt." Weiten Kreisen ist das Verständnis für solche Ideale verlorengegangen. Es gilt, das Verständnis für selbstlosen Dienst Gottes und für die radikale Nachfolge Christi sowohl bei Eltern und Erziehern wie auch in den Herzen junger Menschen wieder zu wecken.



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang Juni 1956, Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

Seelsorge unter den Neueinwanderern Im März d. J. starb der 85jährige deutsche Oblatenpriester Heinrich Böning, und am 22. April konnten die Oblatenpatres Peter Bieler und Jakob Schwebius ihr Goldenes Priesterjubiläum begehen. 23 Jahre hatte der verstorbene Pater H. Böning O.M.J. unter den Indianern der Westküste Kanadas, und dann noch fast 37 Jahre unter den deutschsprechenden Katholiken Westkanadas gewirkt. Unsere Jubilare, die hochw. Patres P. Bieler und J. Schwebius, haben alle ihre 50 Priesterjahre in den Seelsorgedienst an den katholischen Ansiedlern deutscher Abstammung hier in Kanada stellen können.

Im Jahre 1946 berichtete eine amerikanische Kommission über das Leben der Deutschen in aller Welt. In ihrem nach langem Studium verfaßten Gutachten wurde betont, daß neben den alten Römern und Griechen kein Volk so seine geistigen und kulturellen Werte an andere Völker verschwende wie die Deutschen.

Wir könnten nun hier dartun, wie die deutschen Oblatenpriester H. Böning, P. Bieler und J. Schwebius 50 und 60 Jahre lang ihre geistigen, kulturellen und priesterlichen Werte an den Aufbau der Kirche in Kanada und der Zivilisation unseres noch jungen Landes verschwendet haben.

Es geht uns heute jedoch um viel größere Dinge. Wir erinnerten uns am Sarge des toten Priestergreises und aus Anlaß der Festlichkeiten zu Ehren unserer hochw. Jubilare der Apostolischen Konstitution Papst Pius XII. „Exul Familia"" („Familie in der Fremde") von 1953. Es ging uns dabei die große Idee durch den Sinn, der gerade die hier genannten Priester aus der Genossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria ihr ganzes Priesterleben geopfert haben.

Wir werden auf die Apostolische Konstitution „Exul Familia" zurückgreifen müssen, um zu erklären, worum es uns hier geht. In diesem kirchlichen Dokument wiederholte Papst Pius XII. einen alten Grundsatz kirchlicher Seelsorge- und Kulturarbeit: „Der Ausgewanderte soll die seelischen Kräfte seines Volkstums im Ausland nicht entbehren, sondern **langsam** und **organisiert hineinwachsen** in die neuen Verhältnisse.

Zwei Ziele will dieser Grundsatz erreichen. Erstens: Seelsorge am Neueingewanderten in der Muttersprache und nach volkseigenem Väterbrauch, und zweitens: Dem Ausgewanderten Wege zu sichern, die ihm helfen, langsam — ohne mit dem Eigenen mechanisch zu brechen oder zu brechen gezwungen zu werden — in Kirche und Volk seiner neuen Heimat hineinwachsen.

Papst Pius XII. warnt allen Ernstes vor jedem

gewaltsamen und übertriebenen nationalistischen Gleichschalten" der Neueinwanderer, d. h. vor dem System, das dem Neueinwanderer Sprache und Sitten des neuen Landes kurzweg aufzuzwingen sucht, und zwar nicht nur im öffentlichen Leben und in der Schule, sondern auch im Gotteshaus. Ganz besonders für die Seelsorge fordert Pius XII. Priester, die dem Auswanderer alle religiöse Hilfe in der Muttersprache, ja selbst nach allen dem Neueingewanderten gewohnten und ans Herz gewachsenen, volkseigenen Gebräuchen geben.

Der Neueinwanderer ist hier bei uns. Er ist im Staate Kanada. Es ist jedoch einfach Naturgesetz, daß er mit seinem Empfinden, mit seinem ganzen Gemüts- und Geistesleben noch lange Jahre mit dem Volke seiner Geburt verbunden bleiben wird. In fünf Jahren kann er kanadischer Staatsbürger werden — nicht aber vollblütiger Volkskanadier! Der Prozeß des Hineinwachsens in die Seelenart eines anderen Volkes vollzieht sich nicht in ein paar Jahren. Nicht einmal während der Lebenszeit einer Generation. Das ist der Grund, der Papst Pius XII. bewegt zu fordern: „Recht auf Priester der eigenen Sprache haben nicht nur die Ausgewanderten, sondern auch ihre Kinder."

Es besteht eben tiefgreifendste Bluts- und Charakterverwandschaft nicht nur zwischen Eltern und Kind, sondern auch zwischen dem Menschen und dem Volk, aus dem er geboren ist, dessen Gemüts- und Ideenwelt, Kultur und Traditionen ihn erzogen haben.

Ganz besonders die Religion ist tiefstens im Mutterboden des Volkstums verwurzelt. Überall in der Welt glauben die Katholiken an ein und dieselben geoffenbarten und von der Kirche verkündeten Wahrheiten. Die Formen jedoch, die dem Glauben, dem Hoffen und dem Lieben Ausdruck geben, prägt sich jedes Volk nach eigener Art, nach seinen eigenen geschichtlichen Erlebnissen, nach seinem eigenen Empfinden. Überall singt das Kirchenlied von Gott, Kreuz und Maria, überall jedoch singt es nach anderen, nach volkseigenen Noten. Und auch Gebet, Andacht, die Feste und das Trauern tragen überall volkseigenen Charakter. Immer aber ist es die Muttersprache, die alles dieses baut und formt, und die vom Lied, das sie erfunden, und von der Andacht, die sie in Worte gesetzt, wieder zurückführt zum Herzen. Und der Mensch singt, betet, feiert und trauert vor Gott mit wirklich ergriffenem Herzen, erfaßt von Not und Freude, von einem Lieben und Hoffen, die ihn ganz persönlich angehen.

Alles dieses betont Papst Pius XII. mit ganz besonderem Nachdruck, wenn er in „Exul Familia" sagt, die Muttersprache gehöre zu den religiösen, ja zu den heiligsten Gütern eines jeden Volkes und eines jeden Auswanderers.

„Der Familie in der Fremde soll die **Heimat im Glauben** bewahrt bleiben", fordert „Exul Familia". Brot und Heim in der Fremde suchen zu müssen, ist an sich schon genügend Leid und Gefahr. Fremd ist dem Auswanderer zu vieles im neuen Lande: Sprache, Kultur- und Lebensstil, Arbeitsweise, Geselligkeit und Unterhaltung, Lied, Nachbar, ja selbst die Gebräuche in der Kirche. Dazu kommt noch die Versuchung, die Hast nach Geld, nach schnellstem und bestem Verdienen, allen andern Dingen vorzustellen, selbst der Treue zu Gott.

Ist schon alles fremd, dann darf unter keiner Bedingung auch noch die seelische Heimat, die Religion, „zur Fremde" werden. Ein „zu Hause" muß der Familie in der Fremde bleiben, und das ist: Das zu Hause bei Gott im Schoße der Kirche. Das zu Hause bei Gott für das religiöse, für das sittliche und das geistige Leben des Auswanderers. Gerade damit dem Auswanderer auch nicht noch in der Kirche alles „zur Fremde" werde, fordert Papst Pius XII. Seelsorge nicht nur in der Muttersprache, sondern auch nach den Gebräuchen, wie sie dem Auswanderer ans Herz gewachsen sind und wie sie ihm persönlich das Herz ansprechen.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden die deutschen Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria von der Kirche beauftragt, Seelsorge dieser Art unter den deutschsprechenden Neueinwanderern Kanadas zu pflegen Mit den vielen Ansiedlern, die um jene Zeit aus aller Herren Länder nach Kanada kamen, zogen denn auch die Oblaten aus Deutschland nach dem fernen Westen, um der katholischen, deutschstämmigen „Familie in der Fremde Heimat im Glauben" zu geben.

Und hier sind wir nun bei dem großen, kirchengeschichtlich so wichtigen Werk angelangt, an dem der verstorbene Pater H. Böning mitgeschafft, und an dem unsere hochw. Jubilare, die Patres P. Bieler und J. Schwebius, ihr ganzes Priesterleben lang mitgebaut haben, und das eben diese Patres heute als „gelungen und wohlgetan" betrachten können.

Schaut man heute auf das zurück, was von unsern Pionieroblaten geleistet worden ist, dann möchte man fast meinen, die großen Ideen der „Exul Familia" von 1953 hätten schon seit Anfang des Jahrhunderts groß geschrieben und dick unterstrichen im Arbeitsprogramm der deutschen Oblaten des Westens gestanden. Gleich von Anfang an ging es den Oblaten nicht nur um Seelsorge per Boggy

und Schlitten von Seele zu Seele, von Ansiedlung zu Ansiedlung, von Kolonie zu Kolonie. Sollte der Glaube im Auswanderer nicht nur erhalten bleiben, sondern auch wachsen — und zwar nach beiden Richtungen hin: Hinauf zu Gott in der Form vertiefter Frömmigkeit, und von Vater auf Sohn und Enkelking — dann war noch eine Arbeit zu planen und zu leisten. Und das war die Arbeit, den Auswanderer langsam und organisch in das Kirchen- und in das Kulturleben der neuen Heimat hineinwachsen zu lassen.

Leicht war das nicht. Der deutsch-katholische Einwanderer jener Tage bildete alles andere als eine einheitliche Sprachgruppe. Aus den verschiedensten Ländern (Deutschland, Rußland, Österreich, Ungarn, Rumänien, Yugoslaiven, Polen, Schweiz, Vereinigte Staaten) waren die vielen gekommen, lebend aus voneinander manchmal grundverschiedenen Traditionen.

Wie es den Seelsorgern jener Tage gelang, die einzelnen geographischen Gruppen deutscher Katholiken in eine einheitliche Sprach- und Glaubensgruppe mit gemeinsamen Traditionen, gemeinsamen Idealen und Zielen zusammenzufassen und ins kanadische Kirchen- und Kulturleben hineinzubauen, ist wert, betrachtet zu werden. Was damals geleistet wurde, kann uns heute Schule sein. Gerade heute, da vor uns die große Frage steht: Wer sorgt und wie ist zu sorgen für den katholischen Neu-Einwanderer deutscher Sprache, der zu uns kam und der seit Ende des letzten Krieges immer noch nach Kanada kommt? — Wir werden unsere Betrachtungen in der nächsten Nummer weiterführen.

– Der Schriftleiter

Fuehre andere zum Apostelberuf!

Am 11. Juni feiert die Kirche das Fest des hl. Barnabas. Der Heilige ist uns wenig bekannt und doch hat er Großes für die Kirche getan und kann uns Christen der heutigen Zeit manches sagen.

Er erkannte als erster die großen Fähigkeiten des hl. Paulus und seine große Christusliebe. Er führte Paulus in der Christengemeinde in Antiochien ein und hat alle Bedenken, welche bei den Christen gegen den ehemaligen Christenverfolger bestanden, beseitigt, so daß er von dort aus seine erste Missionsreise angetreten hat.

Wir können kurz sagen: Barnabas hat Paulus zum Apostelberuf geführt. Wer die Leistungen Pauli für die Kirche einigermaßen kennt, wird auch diese Tat des hl. Barnabas zu schätzen wissen.

Was lehrt uns St. Barnabas?

Auch wir sollen andere zum Apostelberuf führen.

Wie kann ich das machen?

Ich möchte einige Wege zeigen.

Zunächst möchte ich den Eltern sagen: Erzählt euren Kindern von der hohen Würde des Priestertums. Erzählt euren Kindern von der großen Aufgabe der Priester in der Welt. Erzählt ihnen von der seelischen Not der Menschen und sagt ihnen, wie wenige Priester im Weinberg des Herrn arbeiten.

Vielleicht weckt ihr dadurch in den Herzen eurer Buben die Liebe und die Sehnsucht zum Priestertum.

Ihr wäret an ihnen ein Barnabas gewesen.

Allen möchte ich sagen: Helft die finanziellen Schwierigkeiten beseitigen, welche für manche ein Hindernis sind, zum Priestertum zu kommen.

In jeder Kirche unseres Heimatlandes wird jeden Sonn- und Feiertag das Wochenopfer gesammelt. Dieses Geld, das da hereinkommt, wird zum guten Teil auch zur Unterstützung unserer armen Priesterstudenten verwendet.

Wer seinen „Groschen" dazu beiträgt, ist eine Barnabas-Seele! Das Wichtigste aber ist das Gebet um Priester und gute Priester. Ein Beispiel soll das bekräftigen. Im Jahre 1870 begannen in einem Bezirk in Italien acht bis zehn Mütter an einem Sonntagnachmittag jeden Monat in der Kirche sich zu sammeln und um viele und gute Priester zu beten. Die Frucht dieses Gebetes war, daß bis zum Jahre 1930 aus diesem Bezirke 500 Berufe hervorgegangen waren, Welt- und Ordenspriester, Laienbrüder und Laienschwestern.

Wieviel Segen würde der Welt zukommen, wenn es recht viele Barnabas-Seelen gäbe? E.J.



Maria im Juni

vom Schriftleiter

„Weisheit thront auf deinen Augenbrauen, Allschönste! Du bist anzuschauen sonnengleich, wunderreich!“ (Julius Langbehn)

„Spiegel“ nennen wir die Jungfrau voll der Gnaden. „Spiegel der Gerechtigkeit“ und aller Herrlichkeiten des Dreieinen. Spiegel, in dem nichts an der Oberfläche bleibt und nichts nur totes Bild ist: Immer, ununterbrochen wirkt in diesen Spiegel hinein die Heiligkeit des Antlitzes Gottes, und was sich dort wiedergibt, lebt von Gottes Leben; und was dort, im Spiegel Maria, schon seit der Stunde ihrer unbefleckten Empfängnis lebendes, strahlendes Abbild findet, ist die unberührte und die ewig unberührbare Erhabenheit der Wahrheit, der Güte und der Schönheit des Allheiligen.

„Sonnengleich, wunderreich“ strahlt es aus ihren Augen, das Abbild der Lieblichkeit unseres Gottes, der uns Vater ist und erlösender Bruder und heiliges, beseligendes Herz unseres Herzens.

Lieblich strahlt es aus ihren Augen, die so lieblich ist in ihrer stillen Art, mitzutun mit allem, was Gott an ihr geschehen läßt: Mitzugehen mit der Gnade, mitzugehen mit dem Schmerz „groß wie das Meer“ (Röm. Brev.), mitzugehen mit dem Wirken des Geistes der Liebe bis ans Ende, bis zum vollen Aufgehen in Gott.

Wir sehen sie auf vielen Bildern, und überall steht sie vor uns mit geschlossenem, mit schweigendem Mund und mit Augen, die ins Uferlose schauen. Die da schauen aus Tiefen empor und in Tiefen hinein, wo der Menschen Sinnen und Stimmen nichts mehr sind und nichts mehr gelten. Wo Gottes Atem waltet und alles erhält. Wo nichts sich halten kann, was nicht einströmt in das unbenennbar Heilige des Lebens von Angesicht zu Angesicht mit Ihm, mit Gott.

Spiegel ist Maria, Spiegel und Abbild des ewigen Glanzes, erdacht und erschaffen von aller, aber auch von aller Innigkeit der Liebe, die Gott für uns Menschen hat. Ein lebendes Abbild der Gottheit, so hocherhaben, so außergewöhnlich, daß unser Denken und all' unser Versuchen keinen Ausdruck dafür hat. Wir können nur klein werden und demütig in unserer Not, die uns den rechten Ausdruck nicht finden läßt. Demütig und klein, und einfach sagen: „Ganz schön bist du, Maria!“

Ganz schön ist Maria. Die Gottheit spiegelt sich in ihr. Die Weisheit des Herrn blieb aber nicht nur lebendes Abbild in Maria: Vom hohen Himmel stieg herab die Weisheit Gottes, und sie schlug ihren Sitz auf in Maria. Und das ist wohl das Größte an der Jungfrau! Nur der Bestimmung wegen, sie zum „Sitz der Weisheit zu erheben, hat Gott sie ausgeschmückt mit allen Wundern des „Spiegels der Gerechtigkeit“. Würdigste Wohnstätte Seines Sohnes sollte sie sein.

Die Weisheit Gottes!

Ein Wort spricht Gott seit Ewigkeiten, und in dieses Wort strömt alles hinein, was Gott ist: Die ganze, ungeteilte, unendliche Herrlichkeit Seines Wesens. So viel Gottheit strömt hinein in Gottes ewiges Wort, daß das Wort gleich ist an Macht und Leben und Ewigkeit dem Vater, der es spricht. Es ist das Wort — Gott! Es ist Gott von Gott, Licht vom Licht, göttliche Person ganz wie der Vater.

Es sieht der ewige Vater sich in Seinem Wort ganz wie Er ist. Und es sieht der Vater in Seinem Wort auch „alles was geworden ist“ (Joh. 1:4) und alles was noch wird. Alles lebt im Gedanken

Gottes, im Worte Gottes, im Sohne Gottes: Himmel und Erde, Gnade und Erlösung, Beten und Maria. Alles Leben und sich Bewegen, körperlich, geistig, oder in der den Engeln und Menschen geschenkten Übernatur, alles lebt im Wort, und alles sieht Gott, alles erschafft Gott, alles plant und lenkt und leitet Er durch das unendliche Licht Seiner Weisheit — durch das Wort Jesus Christus.

„Der große Ratschluß Gottes" wird das ewige Wort genannt, denn Jesus ist das Denken Gottes, das beschlossen hat, alles so werden zu lassen wie es ist, und nicht anders. Obwohl Gott in Seiner Allmacht alles hätte anders einrichten können.

„Der große Ratschluß Gottes" ist Christus, der große Ratschluß, der bestimmt hat, freien Willen dem Menschen zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß der Mensch seinen freien Willen in Sünde mißbrauchen könne.

„Der große Ratschluß Gottes" ist Christus, der gesetzt hat, alles auf Gott-Vater hinzuleiten, nachdem der Mensch seinen freien Willen wirklich in Sünde mißbraucht hatte. Gesetzt auch, daß die Erlösung des Menschen sich vollziehe in einer Art, so himmlisch, so heilig erhaben, so voll des Schmerzes und so voll der Beseligung des Menschen mit Gottes eigenster Seligkeit, daß wir es einfach nicht fassen können. Daß wir nur staunen können und — liebend glauben.

„O Weisheit, die Du aus dem Munde des Allerhöchsten hervorgegangen bist, die Du mit Macht wirkest von einem Ende bis zum andern: komm, und lehre uns den Weg der Klugheit!", betet die Kirche im Advent.

So hatten einst die großen Propheten hinaufgefleht zu Gott. Sie hatten gerufen nach dem Erlöser — und Er kam. Es kam die Weisheit aus dem Munde des Allerhöchsten, und es ist die Weisheit Fleisch geworden in Maria der Jungfrau.

Und so ist Maria zur Mutter der Weisheit geworden. Wenn die Heilige Schrift sagt, es sei die Jungfrau voll der Gnaden, dann ist auch jede Gnade, in ihr. Auch die Gnade, ganz erfüllt zu werden, gnadenvoll erfüllt zu werden von der fleischgewordenen Weisheit in ihr. So erfüllt, daß sie nicht nur ist „Sitz der Weisheit", sondern auch die „weiseste Jungfrau", die Weiseste aller.

„Du bist die Sophia, die Weisheit", betet die Ostkirche, und die Kirche Roms zögert nicht, in Marias Mund die Worte der Heiligen Schrift zu legen und die Jungfrau zu uns sprechen zu lassen:

„Ich, die Weisheit, wohne bei der Klugheit; tiefes Wissen trage ich in mir. Bei mir ist Rat und Tüchtigkeit, Einsicht und Stärke ist bei mir. Wohl dem, der auf mich hört, der da wacht an meinen Türen Tag für Tag, der die Pfosten meines Tores hütet. Wer mich findet, der findet das Leben, der wird Heil empfangen vom Herrn. Wer klein ist, komme zu mir. Kommt, und eßt von meinem Brot und trinkt Wein, den ich euch gemischt." (Sprüche Sal., 8).

Wo alles so echt ist wie in Maria, so unangetastet, so unberührt vom Falschen, vom Unbeständigen, von Evas Griff nach der verbotenen Frucht, da ist auch die Liebe echt, und mit der Liebe die Weisheit. Denn Weisheit heißt: Zu denken alles, zu erkennen alles, zu beurteilen alles im Glutenlicht der Liebe. In einer Liebe, die mitempfindet und miterlebt mit allem: Mit Gott und mit jedem Menschen

Die Weisheit aber hat Rat. Sie hat guten, sie hat besten Rat. Besseren, sichereren und in alle Ewigkeit erfolgreicheren Rat gibt es ja nicht als jener es ist, der seit Uranfang gezeugt ist von Gott-Vater — und das ist Jesus der Sohn Mariens, die Weisheit und das Leben Mariens.

Er ist der Ratschluß, in dem die entgültige Bestimmung Gottes für den Menschen lebt. Andere Pläne als die von Christus verkündigten wird Gott nie mehr für die Menschen haben.

Es wirft uns Gott jedoch diese Pläne nicht zwingend auf. Er achtet unseren freien Willen und gibt nur „Rat": „Lernet von Mir!" und „Wer die Hand an den Pflug legt, schaue nicht mehr rückwärts!" „Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz und folge Mir!" Wer aber ganz aufgehen möchte in Gott, hier auf Erden schon, der folge den „Evangelischen Räten."

Das ist Jesus, der Gute Rat, der göttliche Rat. Und Maria ist Ihm Mutter: Mutter des Guten Rates. Mutter, die Ihn im Fleisch geboren, und die für uns immer nur den Rat hat: Folget Ihm!

Es quillt ihr dieser gute Rat aus allen Tiefen ihres Herzens. Sie gebiert diesen Rat, tausendmal wirklicher noch als jeder anderen Menschenmutter bester Rat für ihr Kind tagtäglich im Herzen geboren wird, ohne daß sie lange zu überlegen braucht.

Maria gebiert allen guten Rat, weil sie eben Mutter ist, Mutter einem jeden Menschen; Mutter, die, nachdem sie ihren Sohn Jesus Christus geboren hatte, unter dem Kreuze „in Schmerzen gebar den neuen Menschen", den mystischen Christus, dessen Leibes Glieder wir sind.

Wahrste Mutter des Ratgebers ist Maria; wahrste Mutter des immerhelfenden Rates. Das wissen die Menschen, und es gehen die Menschen hin zu ihr um guten Rat, um allen Rat. Und Maria hilft.

Du aber, Mutter: Sei und bleibe uns Rat! Sei und bleibe uns Tat — bei Gott!

Bruder, führe mich zum Beichtstuhl!

Erzählung von Fritz Meingast

Es geschah an einem Frühsommernachmittag des Jahres 1890. Schon längst war das Essen an die Armen ausgegeben, da läuteten drei Vagabunden den Pförtner des Kapuzinerkloster St. Anna in Altötting heraus. Der 72jährige Bruder Konrad, so hieß der Pförtner, fragte sie geduldig nach ihrem Begehren. „Was zu Essen möchten wir", polterte der Ruppigste von ihnen, „das siehst du doch, daß uns der Hunger aus den Augen schaut. Oder willst du, daß wir zuerst den Rosenkranz beten? Dann gehen wir gleich wieder!" Nein, nein, sie sollten nur eintreten, beschwichtigte sie der Bruder an der Pforte, in der Küche hätte man sicher noch etwas übrig, sie bräuchten nur ein paar Minuten warten, dann käme er mit dem Essen zurück. Dies versichernd, führte er sie in einen kleinen weißgetünchten Raum, der vollgestellt war mit Tischen und Bänken. Hier nahmen sie Platz, und Bruder Konrad entfernte sich.

Der Wortführer von vorher deutete mit dem gespreizten Daumen hinter ihm her: „Von dem sagt man, er ist ein Heiliger. Das wollen wir einmal ausprobieren, an uns soll er seine Sanftmut und seine Geduld beweisen. Der Älteste der drei, ein rothaariger, pockennarbiger Geselle, lachte heiser: „Ich glaub, dafür sind wir die Richtigen. Wieviel Jahre Zuchthaus hast du abgesessen, Kollege?" „Zwei Jahre!" „Und ich fünf, macht sieben. Fragt sich nur, was unser Kamerad zu bieten hat." Vertrauenerweckend sah auch der dritte nicht aus, aber immerhin konnte er von sich sagen, daß er es bisher nur zu zwei Jahren Arbeitshaus gebracht hätte. Um so mehr interessierte ihn, wie der Rothaarige zu fünf Jahren Zuchthaus gekommen wäre. Dieser grinste mit breitem Mund: „Hab nur einen kleinen Besuch gemacht im Juwelierladen. Und dann kommt der Idiot selber dazwischen. Ich hab ihm natürlich den Revolver vor die Nase gehalten, und ihr wißt dann schon, wie so etwas weitergeht. Die Nachbarn haben was gehört, ach, zum Teufelholen ist es mit dem Weichwerden." Er sprach nicht weiter; denn Bruder Konrad trat ein, vorsichtig einen gefüllten Suppenteller tragend. „Zu mir her!" kommandierte der Bursche, der sich vorgenommen hatte die Sanftmut des Bruders auf die Probe zu stellen. Ohne ein Wort dagegen zu sagen, setzte der weißbärtige Kapuziner den Teller auf die Tischplatte, aber der Bewirtete verhöhnte ihn: „Du mit deiner Rollgerstensuppe, den Dreck kannst du dir behalten!" Und mit einem Ruck schleuderte er den Teller vom Tisch. Der Teller zerbrach, Bruder Konrad aber klaubte die Scherben zusammen und sagte leise, ohne daß seine Stimme auch nur eine Spur von Erregung zeigte: „Gelt, du magst die Suppe nicht, ich hol dir eine andere." Verwundert blickten sich alle drei an, als die vornübergebeugte Gestallt des Greises den Raum verließ. Sie waren unsicher geworden. Da versuchte derjenige, der den Teller auf den



Boden geworfen hatte, zu scherzen: „So erzieht man die Brüder. Jetzt bringt er uns gleich eine Ochsenschwanzsuppe aus dem Palasthotel." Und als hätte ihn der freche Witz ermutigt, schoß in die Augen den Pockennarbigen ein gefährliches Feuer. „Wie wär's denn?" murmelte er, „der Alte geht in die Küche zurück. Da hätten wir Zeit zu einem kleinen Dreh. Er kassiert jeden Tag einen Haufen Geld für die Messen, die man bei ihm einschreiben läßt. Das habe ich selber gesehen." „Aber wo ist der Schlüssel zum Pförtnerzimmer?" wandte der vom Arbeitshaus ein. Der rothaarige Spitzbube kniff die Lippen zusammen: „Den Schlüssel trägt er bei sich, den können wir ihm abnehmen. Einen Tupfer auf's Gehirn, und der Kerl fällt um." Aber noch gab sich der Fragesteller nicht zufrieden: „Und wenns schiefgeht? Mir reichen meine zwei Jahre Arbeitshaus. Ich will nicht ins Zuchthaus." „Darüber laß dir keine grauen Haare wachsen", beruhigte ihn der andere, „so einem ist nur wohl, wenn er um Christi willen leidet. Ich mache das ganz kavaliermäßig. Nach fünf Minuten steht er wieder auf, und wir sind fort mit der Kaüe. Siebzig, achtzig Mark hat er bestimmt drinnen, genug Geld für Schnaps und sonst noch allerhand." Die zwei Spießgesellen, die ihm zuhörten, wären am liebsten abgezogen; denn daß sie hier im Kloster einen alten Bruder überfallen sollten, der sich um sie sorgte, das überlegten die verwegenen Burschen mit Unbehagen, aber der Pockennarbige machte sich über ihre Gewissensbisse lustig und erbot sich zuletzt, alles auf die eigene Kappe zu nehmen, nur zu teilen bräuchten sie mit ihm. Dieser Versuchung widerstanden sie nicht, und als der Pförtner neuerdings mit seinen zitterigen Händen einen Teller Suppe brachte und betonte, sie wäre jetzt besser als zuvor, der Küchenbruder hätte ein Ei hineingeschlagen, verwünschten sie die fromme Einfalt des Kapuziners. Sie wußten, was ihr Komplize plante, und je rascher der Überfall vor sich ging, desto eher kamen sie von hier weg und . . . Bruder Konrad ließ ihnen keine Zeit zum Nachdenken; denn er wandte sich nun an den Roten mit der Frage, ob er eine Suppe haben wollte, aber er wehrte ab: „Kannst mir dann ein Stück Brot bringen, jetzt brauche ich was anderes weißt du, so einen Schrieb, den ich der Caritas vorlegen kann. An mich beißen die Meister schwer an, ich komme ja direkt aus dem Staubinger Zuchthaus, da müßte mir schon die Caritas eine Stelle verschaffen . .!" Sein Entschluß stand fest. Wenn ihn der Bruder mitnahm zum Pförtnerzimmer, um dort zu schreiben, was von ihm verlangt war, wollte er ihn niederschlagen, und hernach mußte alles schnell gehen, blitzschnell.

Der eine von seinen zwei Begleitern rutschte verlegen auf der Bank herum, weil er die schlimme Absicht seines Kameraden kannte, der andere löffelte hastig die Suppe aus, um nicht aufschauen zu müssen und dann sein schlechtes Gewissen zu verraten. Aber der alte Bruder kümmerte sich um keinen von den beiden, nur dem Rothaarigen schaute er offen ins Gesicht. Sein Auge war klar wie ein tiefer Bergsee, auf dessen Grund es kein Geheimnis gibt. Dem Blick suchte der vor ihm Stehende auszuweichen und biß an seinen Fingernägeln. Dann hustete er verlegen, doch der Bruder sagte einfach: „Ich tät's dir schon schreiben." „Na also!" feixte der Pockennarbige. „Aber es wäre kein Segen für dich, mein lieber Freund." „So? Das Arbeiten ist kein Segen? Ihr behauptet es doch immer." Der Greis, dessen hagere Gestalt vom Joch der Jahrzehnte gekrümmt war, schüttelte den Kopf: „Für dich weiß ich was anders, geh zum Pater Chrysostomus in die Kirche, der hört gerade Beichte und der hilft dir, daß du wieder ein anderer Mensch wirst. Du mußt zurückdenken, warum du ein unglücklicher Mensch geworden bist, dann denkst du auch leichter in die Zukunft." Wie kalter Schauder lief es dem Vagabunden bei diesen Worten über den Rücken, in der Stimme des gütigen alten Mannes hörte er die Wahrheit gleich einer Posaune des Jüngsten Gerichtes und erschrocken fragte er: „Weißt du denn was ich denke?" Bruder Konrad hatte seine Hände gefaltet, als wollte er ein Gebet verrichten, und dann kam es voll Inbrunst über die ausgemergelten Lippen: „Ich weiß, daß du Gnade brauchst, viel Gnade."

Im Raum war es mäuschenstill geworden, endlich unterbrach das Schweigen der eine, der vor dem Teller saß: „Weißt du was, Kollege, verzicht auf das Geschreibsel! Das ist nicht das Richtige. Und wenn sie dir keine Arbeit geben, dann geh betteln! Aber zu stehlen, rauben und totschlagen brauchst du deswegen noch lange nicht." Der Pockennarbige verzog keine Mine seines grauen Antlitzes, und doch traten aus den steinernen Augen dicke Tränen, während seine Stimme noch heiserer wurde, als sie zuerst war: „Bruder, ich bin ein großer Sünder, führ mich zum Beichtstuhl!" Das tat der greise Pförtner denn auch. Als er ihn durch das Kirchenschiff geleitete, ertönte weder Orgelspiel noch Chorgesang, doch die Heiligen auf den Altären frohlockten, daß einer, der ihresgleichen war, den verlorenen Sohn heimführte in das Haus des Vaters.

Aus der katholischen Welt

Bischof Dibelius über seinen Besuch bei Papst Pius XII. In einem Gespräch im Deutschen Fernsehen über seine Australienreise berichtete Bischof Dibelius auch über seinen Besuch bei Papst Pius XII. Er sagte: "Ich bin nach Rom gekommen, um die deutsche Gemeinde zu besuchen und in Rom zu predigen. Man hat mir einen Besuch beim Papst angeboten, und ich habe gemeint, das nicht ablehnen zu sollen. Es ist am Ende für die Welt ganz gut, wenn sie sieht, daß Christenmenschen sich über die größten Verschiedenheiten und Spannungen zwischen ihren Kirchen hinweg als Christenmenschen die Hand reichen können, weil ihnen beiden auf der Seele brennt, daß diese zerstörte Menschheit zu einem inneren und äußeren Frieden kommen wird."

China — Chinesische Ordensfrauen eingekerkert. Fünf Arme-Seelen-Schwestern sowie eine Anzahl Karmeliterinnen und chinesische Mitglieder anderer weiblicher Orden und Kongregationen wurden von chinesischen Kommunisten eingekerkert. Unter den Ordensfrauen befindet sich auch die Arme-Seelen-Schwester Elisabeth Zeng, die gleich ihren Brüdern, dem Weltpriester Lukas Zeng und dem Jesuitenpater Gebriel Zeng, in Schanghai inhaftiert wurde.

So entstehen kommunistische Dokumentarphotos. Die Heimtücke und Hinterlist der rotchinesischen Machthaber gegen die Kirche beweist ein jetzt aus Rotchina eingetroffener Bericht. Ein Bischof wurde aus dem Gefängnis geholt, in ein Luxusauto gesetzt und in die Bischöfliche Residenz geschafft. Dort erwarteten ihn vierzig Kommunisten. Auf dem Fußboden lagen verstreut Meßgewänder und Altargeräte. Der Oberhirte wurde gezwungen, sich in sein Bischofsgewand zu kleiden. Die Kommunisten stießen ihn dann zu seinem Schreibtisch, der mit kostbarem Kirchengerät und mit Waffen aller Art bedeckt war. Im gleichen Augenblick blendete ein Blitzlicht auf. Am nächsten Tage erschienen in den Zeitungen Photographien, die das Volk über "die verbrecherische Tätigkeit der ausländischen Missionare, angefangen von der Aufhäufung von Schätzen bis zum Waffenschmuggel" aufklären sollten. Nachdem man dem Bischof die oberhirtliche Kleidung wieder vom Leibe gerissen hatte, wurde er ins Gefängnis zurückgebracht.

Tschechoslowakei — Priester im Uranium-Bergwerk. 150 Welt- und 100 Ordensgeistliche werden als Zwangsarbeiter im Uranium-Bergwerk "Maria" bei Joachimsthal im Erzgebirge als Zwangsarbeiter eingesetzt, berichtet nach einer Meldung der katholischen Nachrichten-Agentur Kipa ein russischer Ingeneur in Wien. Die Priester kamen aus den Priesterkonzentrations- und Internierungslagern Brno/Brünn, Hajek bei Prag und Moravec bei Großmeseritsch in Mähren. Die Geistlichen sind zwischen 26 und 38 Jahre alt. Viele von ihnen befinden sich in einem Zustand völliger Erschöpfung. Allein im letzten Halbjahr verstarben nach dem Bericht 40 Geistliche an Erschöpfung oder Krankheit und Mißhandlungen. Der einzige Trost für die Geistlichen ist die Feier des heiligen Meßopfers, das sie in verlassenen Stollen rund 1500 m unter Tag zelebrieren. Diese Stollen werden "Katakomben des 20. Jahrhunderts" genannt.

Tschechoslowakei — Erzbischof Dr. Beran fünf Jahre im Gefängnis. Am 10. März jährte sich zum fünftenmal der Tag, an dem der Prager Erzbischof Dr Josef Beran von seiner Residenz deportiert wurde; seither fehlt jede zuverlässige Nachricht über seinen Aufenthalt. Die Nachricht, die am 11. März 1951 in den tschechoslowakischen kommunistischen Zeitungen erschien, besagte nur, daß dem "ehemaligen Erzbischof" auf administrativem Wege "für seine negative Haltung zu den staatlichen Gesetzen über kirchliche Angelegenheiten" eine Geldstrafe auferlegt und ihm persönlich ein Aufenthaltsort außerhalb der Prager Erzdiözese bestimmt wurde; dadurch sei das Amt des Prager Ordinarius vakant. Gleichzeitig wurde der "glückliche Schritt" des Prager Metropolitankapitels bekannt gegeben, womit der Pfarrer Anton Stehlik zum Kapitularvikar gewählt wurde, ein Priester, von dem es hieß, daß er von "Anfang an eine klare und vorbehaltlose positive Einstellung zur Volksdemokratie" gehabt habe.

Jugoslawien — Ueberwachung von Kardinal Stepinac verschärft. Die jugoslawischen Polizeibehörden haben, wie in Agram bekannt wird, die Bewachungsmannschaft um das Pfarrhaus von Krasic, in dem Kardinal Stepinac interniert ist, erneut verschärft. Acht mit Maschinenpistolen bewaffnete Polizisten bewachen Tag und Nacht das Haus.

Trivandrum (Indien) — Ehemalige Schismatiker wurden katholische Bischöfe. Zwei ehemalige Angehörige der schismatischen Jakobiten wurden zu Oberhirten katholischer Diözesen Indiens ernannt. Es handelt sich um Erzbischof Benedikt Mar Gregorius von Trivandrum und Bischof Zacharias Mar Athanios von Tiruvalle. Sie gehören beide dem katholischen Malankararitus an, der 1932 für Konvertiten aus der schismatischen jakobinischen Kirche von Malabar errichtet wurde.

Brasilien — 12 000 Arbeiterfamilien haben sich verpflichtet, täglich den Rosenkranz gemeinschaftlich zu beten. Dies wurde auf einer Tagung der Katholischen Arbeiterjugend in Sao Paulo (Brasilien), an der neben 300 brasilianischen Vertretern auch Delegierte aus Argentinien und Belgien teilnahmen, bekannt. Auf der Tagung wurde angeregt, noch stärker als bisher für eine Verbreitung des Rosenkranzgebetes einzutreten.

Arbeitstag eines 80 jaehrigen Papstes



9 ROMA - CUPOLA DI S. PIETRO DAI GIARDINI VATICANI

Schon einige Monate vorher sagte der Heilige Vater einem deutschen Verleger, der ihn fragte, ob er einen Geburtstagswunsch habe: ein Papst hat keinen Geburtstag. Das ist auch der Grund, daß alle Feierlichkeiten auf die Vigil des Krönungstages verlegt wurden. Wenn also kein Festtag, sondern ein Arbeitstag im Vatican ist — und das sicher im Studierzimmer Seiner Heiligkeit — so glauben wir doch, dem unermüdlichen Arbeiter für das Reich Gottes einen bescheidenen Glückwunsch sagen zu dürfen, indem wir schlicht versuchen, einen Arbeitstag des Papstes zu schildern, der am 2 März 80 Jahre alt ward. Es ist ja viel geschrieben und gesprochen worden über die Größe Pius XII. als Lehrer der Kirche und der Menschheit, als Retter Roms, als Rufer für einen gerechten Frieden, als überragender Diplomat und auch als Vater aller Kleinen und Schwachen.

Uns scheint aber, daß diese Lebensleistung auch abhängt von der überaus peinlich eingeteilten Arbeitszeit. Die großen Talente des Papstes, das immer bewunderte Gedächtnis, die umfassende Bildung sind vielleicht einmalige Geschenke Gottes, die Er gibt und nicht gibt, wie Er will. Wenn wir aber dem Heiligen Vater ein wenig menschlich näherkommen wollen, nehmen wir am besten einen Zug heraus, den wir nachempfinden können, weil wir jeden Tag vor derselben Pflicht stehen: d i e A u f g a b e g r ü n d l i c h u n d r e c h t z u e r f ü l l e n, die Gott von uns verlangt. Und da Pius XII. wiederholt in den letzten Wochen erklärt hat, daß er innigere Liebe zu Gott und seiner Kirche, größeren Eifer und mehr apostolischen Sinn als Geschenk wünscht, mögen wir aus den kurzen Andeutungen ersehen, daß der Heilige Vater darin ein großes Vorbild ist.

Wenn er sich kurz nach 6.30 Uhr in die Kapelle begibt, ist in Rom noch alles ruhig. Erst seit seiner letzten schweren Krankheit schläft der Papst 15 Minuten länger, um nur keine Zeit zu verlieren. Dann macht er wie jeder Priester seine Betrachtung und betet die Vorbereitungsgebete zur heiligen Messe. Pius XII. zelebriert nicht selten eine Stunde, weil so viele Anliegen und Menschen vor seinem geistigen Auge stehen und um ein Memento bitten. Wir können nur ahnen, welche Sorgen und Ängste sich auf der ganzen Welt zum gemeinsamen Vater der Christenheit flüchten. Nach der heiligen Messe bleibt Pius XII. noch lange im Gebet, um zu danken und sich auf den Arbeitstag vorzubereiten. „Jeder Tag hat seine Plage", dies Wort des Herrn gilt sicher für das Oberhaupt der Kirche. Wenn dann um 8.30 Uhr ein bescheidenes Frühstück eingenommen wird, das sich von dem eines einfachen Mannes nicht unterscheidet, hört der Papst die Nachrichten über den Rundfunk, weil er dafür sonst keine Zeit freimachen kann. Sofort danach kommt der „Innenminister" Monsignore Dell'Acqua der davon in Kenntnis gesetzt wurde, daß der Heilige Vater sein Arbeitszimmer betreten hat. Meistens folgt dann der amtierende Außenminister Monsignore Tardini, der Seine Heiligkeit über die Posteingänge und die diplomatischen Besuche des Vortages unterrichtet. Es kommt vor, daß diese beiden Prälaten mehr als einmal kommen müssen. Der Heilige Vater nimmt dann sein Telefon und verlangt, ohne sich zu melden, einen seiner engsten Mitarbeiter, die seine Stimme kennen.

Gegen 9.30 Uhr beginnen die überaus anstrengenden Audienzen. Heute ein Kongreß für Rationalisierung der Wirtschaft, morgen die Vertreter der Kein- und Mittelindustrie, gestern die Vertreterinnen für soziales Frauenapostolat. Dann folgen in ununterbrochener Reihe — wenigstens an vielen Tagen — die Persönlichkeiten, die aus allen Teilen der Welt, aus allen Berufen und Konfessionen ihre Aufwartung machen wollen. Jeder mit besonderen Anliegen, Bitten oder doch Wünschen. Viele dieser Männer erzählen nachher voller Bewunderung von der Art, mit der sich der Papst in jede Lage schnell und tief hineindenken kann. Jeder muß sich den Vorschriften der Etikette unterwerfen, die ja nötig ist, um die Person des Heiligen Vaters zu schützen. So erhält Seine Heiligkeit vorher vom obersten Kämmerer eine Liste der Besucher, die auch studiert sein will. Einzelne hohe Persönlichkeiten empfängt der Papst in seiner Privatbibliothek, die als Empfangsraum eingerichtet ist.

Wenn die beiden hohen Prälaten des Staatssekretariates das Zimmer verlassen haben, ertönt ein Glockenzeichen. Dann beginnen die sogenannten Tabellenaudienzen. Diese sind den Kardinälen, den Chefs und Sekretären der Kongregationen vorbehalten, die an der Kirchenleitung beteiligt sind. Wir können sagen: den Ministern und Staatssekretären. Sie legen die zur Entscheidung reifen Akten und Dokumente vor, berichten über die laufenden Arbeiten, holen die Meinung des Oberhauptes der Kirche ein und besprechen die in naher Zukunft anfallenden Verwaltungsaufgaben. Keiner von uns kann sich eine Vorstellung von der weltweiten Wichtigkeit und Größe dieser Einzelentscheidungen machen. Denn Rom baut, wenn nicht für die Ewigkeit, so doch für Jahrhunderte. Jeden Tag aber kommen diese Entscheidungen an den Papst heran. Nehmen wir ein Beispiel: Großbritanien schließt eine zentralafrikanische Union, bestehend aus Nord- und Südrhodesien und Nyassaland. Was soll die Kirche tun? Soll sie dort die ordentliche Hierarchie errichten? 15 kirchliche Sprengel bestehen. Wo sind die besten Möglichkeiten, richtige Bischöfe zu ernennen? Nyassaland — etwas zu früh, weil hier 400 000 Katholiken von 2 300 000 Einwohnern noch zu wenig sind. Nordrhodesien hat über 2 Millionen Einwohner. Davon 420 000 Katholiken. In Südrhodesien sind die Zahlenverhältnisse nicht sehr verschieden, aber die Einrichtungen der Mission, wie Schulen, Seminarien sind besser. Wenn nun der in diesem Falle zuständige Apostolische Delegat, Monsignore Knox in Mombassa das Urteil abgibt: Südrhodesien ist reif für ordentliche Bischöfe, und der Kardinal der Propaganda, Fumasoni-Biondi, mit seinen Mitarbeitern zu demselben Entschluß kommt, müssen die Kardinäle einverstanden sein und dann eben der Heilige Vater selbst seine Zustimmung geben. Auch in Französisch-Afrika wurde die ordentliche Hierarchie eingerichtet und 51 Bischöfe ernannt. Im vergangenen Jahr mußte der Heilige Vater im ganzen 152 neue Bischöfe ernennen. 21 neue Sprengel wurden neu errichtet. 14 neue Genossenschaften wurden gebilligt. Das können nur kleine Beispiele dafür sein, was bei den täglichen Tabellenaudienzen besprochen werden muß. Wir haben nur zwei der neuen Ministerien, keinen der beiden Gerichtshöfe, keines der sieben Ämter aufgezählt. Wenn auch die Entscheidungen natürlich vorbereitet werden — vergessen wir nicht: die Kirche ist hierarchisch aufgebaut und hat einen Nachfolger des heiligen Petrus, der allein für die Gesamtkirche binden und lösen kann. Es gibt kein Parlament mit letzten Befugnissen. Verantwortung vor Gott und den Menschen trägt für alle der Papst.

Dann folgen sofort die öffentlichen Audienzen — jetzt mittwochs und samstags und oft sonntags. Dabei spricht der Heilige Vater immer sicher zehn Minuten, meistens in fünf Sprachen. Und das alles mit einer immer wiederkehrenden Regelmäßigkeit. Oft sind hohe Persönlichkeiten dabei, wie sie als Wirtschaftler, Wissenschaftler und Techniker ein Leben aus dem Glauben führen können — Fragen, die mit tiefer Sachkenntnis und Einfühlungsvermögen berührt werden müssen. Der Heilige Vater muß diese Rede vorbereiten, korrigieren, und wie aus Fotokopien hervorgeht, korrigiert Pius XII. mehrmals und bis zur letzten Stunde. Unsere Freude, den Heiligen Vater zu sehen, ist eine uns oft nicht bewußte Anstrengung für den 80jährigen Papst. Was wir bis jetzt beschrieben haben und was noch kommt, gilt ja nicht von einem gedachten Papst und an einem idealen Tag, sondern von Pius XII. und Tag für Tag!

Nach den Audienzen betet der Heilige Vater einen Teil des Beviers in der Privatkapelle und denkt dann im Gebet an alle, die sich ihm am heutigen Morgen empfohlen haben. Punkt 13 Uhr geht Pius XII. zu einem bürgerlichen Mittagessen in sein Speisezimmer. Wenn spannungsreiche Tage schnelle Informationen erfordern, stellt sein Diener Giovanni Stefanori das Radio für einige Minuten an. Der Papst ißt immer allein. In den 17 Jahren seines Pontifikats ist ihm eine Ausnahme bekannt: einmal wurde der verstorbene Kardinal Faulhaber zu Tisch gebeten. Nach Tisch macht Pius XII. einen Besuch beim eucharistischen Heiland in der Kapelle, schaut eben in die Post und ruht 30 Minuten.

Nach dieser kurzen Pause macht der Papst bei

jedem Wind und Wetter seinen Spaziergang. Genau 14.30 Uhr wählt der Papst einige wichtige Post aus, fährt mit dem schwarzen Cadillac (Nummer SCV 1) in die vatikanischen Gärten, steigt an der Lourdesgrotte aus und geht studierend auf den etwa 100 Meter langen, gedeckten Gang zu. Von dort aus schließt sich ein eigentlicher Spaziergang durch den stillen Teil des Gartens an. Dann darf keiner sich dort aufhalten, kein Besucher darf auf der Peterskuppel sein und alle Beschäftigten müssen einen anderen Weg nehmen. Nach einer Stunde fährt der Wagen mit Angelo Stoppa am Steuer wieder in den Damasus-Hof ein. Der Heilige Vater begibt sich wieder in seine Privatbibliothek und arbeitet, arbeitet an den uns erst später vielleicht bekanntwerdenden Rundschreiben, Briefen, Reden, Entscheidungen, die der Kirche das Leben in einer veränderten Welt ermöglichen. Welche Last liegt in diesen Stunden auf den Schultern des Stellvertreters Christi! Wir können das nur von weitem folgen, ahnen können es nur einige und wissen nur die direkten Mitarbeiter. Von einer kurzen Pause gegen 18.30 Uhr abgesehen, geht die Arbeit weiter bis zum ebenso bescheidenen Abendessen um 20.30 Uhr. Es kommt vor, daß der Papst dann auch einige seiner Lieblingskomponisten hört. (Bemerkenswert, daß Pius XII. das Konzertprogramm für die Fernsehübertragung am 12. April 1955 selbst auswählte, die Brandenburgischen Konzerte von Bach, die Motette „Glückselig die, welche den Herrn fürchten" von Mendelssohn, die „Missa Solemnis" von Beethoven und „Siegfrieds Rheinfahrt" von Wagner). Nach dieser Erholung betet der Papst den Rosenkranz und arbeitet dann weiter bis Mitternacht. Jeder kann es bemerken, da dann noch immer das zweite Zimmer von links im dritten Stock erleuchtet ist. In Rom wird es langsam dunkel, aber der Papst, den man den Retter Roms genannt hat, wacht, betet und arbeitet. Als es vor einigen Wochen hieß, der Papst wolle einen Ruhetag in der Woche einlegen, ließ man von einer dazu ermächtigten Persönlichkeit erklären, daß dies nicht der Fall sei, weil ein Ruhetag einen doppelten Arbeitstag zur Folge habe. Das entspricht ja auch unseren kleinen Erfahrungen. Einige nichtkatholische amerikanische Soziologen, die seit sieben Jahren die Verwaltung der römischen Kurie studierten, erklärten, daß es in keinem Teil der Welt einen Staat oder Betrieb gebe, wo der oberste Chef auch nur entfernt an die Arbeitsleistung des Papstes heranreichte.

Was bleibt uns nach dieser kurzen, oft nur mit Beispielen beschriebenen Schilderung eines normalen Arbeitstages des 80jährigen, von uns allen so unaussprechlich verehrten Papstes zu sagen übrig? Wir können nur den Herrgott bitten, daß er in seiner barmherzigen Vorsehung einen so großen Papst, auf den er Sorgen legt, dem er aber auch die fünf Talente gegeben hat, noch lange zum Wohl der Kirche und der Menschheit erhalten möge. Und wenn unser Dank darin bestünde, daß auch wir, jeder an seinem Platz, noch fünf Talente durch Arbeit für die Kirche bei Tag und Nacht hinzugewännen, wäre das sicher das schönste Geburtstagsgeschenk, das nichts kostet als Liebe, Verantwortungsfreudigkeit und beständige Arbeitsamkeit.

AUF DEM FRUEHLINGSACKER

Es wächst auf schwarzer Erde ‖ Das grüne Ährenfeld,
Aus Gottes Schöpferhänden ‖ Viel goldner Segen fällt.
Der Bauer geht den Feldweg ‖ Entlang mit schwerem Schritt,
So feierlich, behutsam, ‖ Als ging der Herrgott mit.
Er steht voll Ehrfurcht sinnend ‖ Im frischen Frühlingswind
Wie an der alten Wiege ‖ Bei seinem ersten Kind.
Das Wunder neuen Werdens ‖ Läßt froh ihn neu vertraun
Und dankbar still und hoffend ‖ Ihn in die Zukunft schaun.
Er fühlt des Schöpfers Hände ‖ In seiner Schwielenhand
Und wandert mit dem Herrgott ‖ Durch lichtes Frühlingsland.
Und spricht dann ohne Worte ‖ Ein wundersam Gebet,
Das lobt und dankt und innig ‖ Um Huld und Gnade fleht.
Das fröhlich anvertrauet ‖ Ihm Haus und Hof und Kind
Und weiß, daß sie geborgen ‖ In Gottes Segen sind.

Therese Frese

Woher nahm KAIN seine Frau?

von Heinrich Max

Die Bibel erzählt, daß alle Menschheit angefangen habe mit einem Ehepaar: Adam und Eva — das waren die ersten und einzigen Menschen auf der Erde. Und diese hatten zwei Söhne, nämlich Kain und Abel; der Kain schlug den Abel tot und flüchtete dann in ein anderes Land Ja, und dort nahm er ein Weib und hatte mit ihm einen Sohn Henoch. Und er baute eine Stadt, die er nach seinem Sohne benannte.

Eine Stadt? Dann mußten doch wohl allerlei Leute sich dort finden. Woher stammten diese? Und woher stammte die Frau des Kain? Wenn Adam und Eva bis dahin nur zwei Söhne gehabt hatten! Waren da etwa Mars-Menschen auf „fliegenden Untertassen" durch den Weltraum gekommen? — Oder sollte die Bibel nicht informiert gewesen sein, als sie berichtete, daß Adam und Eva die ersten und einzigen Eheleute auf Erden waren? Woher stammte dann ihre Schwiegertochter?

So oder so ähnlich redet man hier und da; und es gibt wohl nicht viele Religionslehrer in Berufsschulen und ähnlichen Anstalten, denen man solche Fragen nicht schon einmal vorgelegt hat. Und auch mir ist diese Frage brühwarm vorgelegt worden.

Wer sich etwas eingehender mit der Menschheitsgeschichte nach dem Bibelbericht beschäftigt, muß sich wundern, daß jene Frage nach der Schwiegertochter des Adam immer wieder neu aufgewärmt wird. Schon der hl. Kirchenlehrer Augustinus, gestorben in Afrika im Jahre 430, hat in seinem Buche vom Gottesstaat die Geschlechterreihe der ersten Menschen eingehend behandelt.

Zunächst ist zu beachten, daß die Lebensdauer der ersten Menschen infolge der unverbrauchten Kraft und der einfachen Lebensweise unvergleichlich länger war als heute. Desgleichen war die Fruchtbarkeit der Ehe viel größer, so daß nach heutigen Begriffen ganze Generationen sich aus einem Stamm entwickelten. Wir dürfen auch die heutige Wirtschaftsform nicht auf jene primitiven Verhältnisse zurückverlegen; die sich mehrenden Familien waren gezwungen, die Bezirke des Sammelns von Nahrungsmitteln und die Weidegründe öfter zu wechseln.

Wer die Bibel nach Wortlaut und Sinn betrachtet, erkennt auch, daß sie nicht alle Söhne und Töchter der ersten Generation nennen will; sie nennt nur diejenigen, welche für die heilige Geschichte eine Bedeutung haben. Die ersten Familien hatten viele Kinder; die Bibel sagt auch von Adam: „Die Tage Adams nach der Geburt des Seth waren noch achthundert Jahre, und er zeugte Söhne und Töchter."

Wenn Kain heiratete, so mußte er schon eine Schwester oder eine Nichte heiraten.

Heute ist die Geschwisterheirat sowohl nach kirchlichem wie auch nach staatlichem Gesetz untersagt und ungültig. Jedoch mußte in der ersten Zeit eine Ausnahme gemacht werden. Geschwisterheiraten sind noch lange in den alten Kulturvölkern Sitte gewesen und erst nach und nach untersagt worden. Im israelitischen Volke waren Ehen zwischen Halbgeschwistern bis zur Zeit des Moses noch gestattet. Bei den Babyloniern waren um das Jahr 1900 vor Christi Geburt nur die Ehen zwischen Vater und Tochter und Sohn und Mutter verboten. Bei den alten Griechen waren Ehen zwischen Halbgeschwistern noch geduldet; Ähnliches wird auch von den alten Ägyptern noch berichtet. Das sind alles noch Nachklänge an die Urzeit, die wohl schon Jahrtausende weit zurücklag. Die urwüchsige Lebenskraft der ersten Generationen unserer Menschheit hat die verhängnisvollen ethischen, sozialen und gesundheitlichen Auswirkungen von Heiraten zwischen nahen Verwandten verhindert.

Ein Kenner der Geschichte muß lächeln, wenn sich immer wieder Leute aufregen über die Frage, woher die Schwiegertochter Adams gekommen sei.

Es ist schon alles in Ordnung mit der Bibel; man muß sie nur mit verständigem und frommen Sinn lesen und dabei auch sonst etwas aus der Menschheitsgeschichte wissen.

Fünf Minuten Katechismus :

Falsch verstandene Ich-Froemmigkeit

Es ist selbstverständlich, aber uns nicht immer bewußt, daß das Kirchenjahr von der heiligen Messe her geformt wird. Denn wie anders erfahren wir, daß die heiligen Zeiten des Heilsjahres gekommen sind außer durch die heilige Messe? Jede heilige Messe ist daher ein Stück des Kirchenjahres. Woher wissen wir, daß die Zeit der Weihnachtsfeier gekommen ist? Durch den Kalender? Woher nimmt der Kalender seine Weisheit? Aus der Festordnung der Kirche, die im Meßbuch und in den von daher abgeleiteten Anordnungen der Kirche gegeben ist. Mit allen andern Festen ist es ebenso. Wir feiern sie in der Kirche auf dem Altar beim heiligen Opfer. Dort begehen wir die einzelnen Stationen des Kirchenjahres. Wenn wir durch Prozessionen, durch Andachten und andere liturgische Feiern die Festzeiten des Kirchenjahres spüren, geschieht es nur im Anschluß an die krönende und zentrale Festfeier der heiligen Messe. Die kirchlichen Feste haben im Laufe der Zeit alle einen zusätzlichen weltlichen Charakter bekommen. Wir selbst sind geneigt zu meinen, das Kirchenjahr sei die Lebensbeschreibung des Lebens Jesu von seiner Empfängnis ab bis zur Himmelfahrt und Geistsendung, die wir erinnernd und zurückschauend feiern. Die Kirche stellt sich unter dem Kirchenjahr etwas viel Größeres und Erhabeneres vor. Es ist die Zusammenschau des gesamten Erlösungs- und Heilswerkes Christi, ein Auseinanderfalten all jener Heilstaten des Heilandes, die in seinen Opfertod, in seine Verherrlichung an Ostern und die glorreiche Himmelfahrt einmünden. Jahr für Jahr sollen wir jener göttlichen Erlösungswerke im Einzelnen innewerden und ihnen zugewandt bleiben.

Darum nennt man das Kirchenjahr mit einem treffenden Ausdruck das Heilsjahr, weil uns nicht nur aufgegeben ist, das Heil, wie es uns Christus gebracht und verdient hat, zu betrachten, sondern es auch voll Verlangen in uns aufzunehmen. Diese christliche Gesinnung vor den Festfeiern der Kirche nennt man das christliche Heilsverlangen. Es ist das Zeichen eines tiefen Glaubens und einer gewissen Vollkommenheit, nach der wir unser ganzes Leben lang streben müssen.

Zwar begründet die heilige Taufe in uns das Heil, und die heilige Beichte schenkt es uns nach der schweren Sünde wieder zurück. Doch gibt es kein Sakrament, das uns die Heilsgnaden organischer und zweckbestimmter vermittelt als die heilige Messe. Denn durch die Mitfeier und vor allem durch den Grad der Mitfeier des heiligen Meßopfers erhalten wir die notwendigen und die aus der Barmherzigkeit überfließenden Erlösungsfrüchte und Heilsgnaden, die aus dem Erlösungstod Christi uns dargeboten werden. Je mehr wir uns in die Mitfeier der heiligen Messe versenken, desto gefüllter ist die Gnadenwirkung der Messe auf unser Heil, das das Meßopfer in uns vermehrt.

Warum empfangen wir das Heil? Warum sollen wir uns nach dem Heil sehnen? Gott fordert unsere christliche Frömmigkeit und die Meßopferfrömmigkeit besonders um seinetwillen. Zwei bedeutende Gesichtspunkte beherrschen unsere Religion: die Majestät Gottes und seine Barmherzigkeit. Durch die Unermeßlichkeit seiner Majestät fordert Gott von uns den Dienst. Durch die Barmherzigkeit hat er als Erlöser auch den Menschen von dem harten Schicksal der ewigen Verwerfung errettet. Unser ewiges Schicksal ist also die Folge einer höheren Berufung, die wir bei aller Frömmigkeit zuoberst im Auge haben müssen. Heil sein oder das Heil besitzen bedeutet, durch die heiligmachende Gnade und in Christus an der Lebensfülle des ewigen Gottes teilhaben. Damit ist der Urplan Gottes wiederhergestellt, nach dem der Mensch über seine Erschaffung hinaus eine übernatürliche Vollendung haben sollte. Allein in dieser übernatürlichen Vollendung ist der Mensch in der Lage, den göttlichen Dienstauftrag zu erfüllen. Darum besteht das Heilswerk Christi aus den beiden Hälften: der eigenlichen Erlösung, die uns das Heil, diesen geheilten Zustand wiedergebracht hat, und der Stiftung des heiligen Opfers, durch das wir in der neubundlichen Ordnung Gott dienen. So ist in dieser Ordnung gesehen die heilige Messe Heilsgnadenvermittlung und die Betätigung des Gottesdienstes zugleich.

Es ist nun eine Frage der lebendigen Gottesliebe, wie stark unser Heilsverlangen ist, um die heilige Messe aus dieser gottbezogenen Frömmigkeit heraus mitzufeiern. Das erfordert ein Denken und eine Gesinnung über unser gewohntes religiöses Denken hinaus. Wir müssen von einer ganz wachen Bereitschaft beseelt sein, Gott seinen Verherrlichungsdienst zu weihen. Wir müssen aus einer wirklichen inneren Ueberzeugung unser Heil wirken, um zu dieser Dienstbereitschaft auch die Dienstheiligkeit zu haben, die nicht in einer sittlichen Heiligkeit allein bestehen kann. Dieses Heilsverlangen steht im Gegensatz zu der vielerorts üblichen Ich-Frömmigkeit, weil es vollständig selbstlos und uneigennützig bis zum krassen Egoismus nichts anders als eine Gnadenjagd, um es möglichst gut im Himmel zu haben. Das ist Gnadenmaterialismus aber keine wahre Frömmigkeit.

Um aber den Wert und vor allem die lebenslängliche Pflicht der heiligen Messe zu verstehen, muß der Christ diese gottbezogene Gnadenanschauung erringen und leben. Es bedarf dazu der immer wieder erkannten Tatsache, daß nicht der Mensch im Ganzen des Alls an erster Stelle steht, sondern die Majestät Gottes, der sich die Schöpfung zu seiner Ehre und Verherrlichung erschaffen hat, zwar auch aus Barmherzigkeit, doch dies nur im Hinblick auf die Seligkeit, die die Menschen genießen dürfen, wenn sie zu seiner Ehre leben und seine Verherrlichung erfüllen, was im Neuen Bund durch die Feier des heiligen Meßopfers geschieht mit all den Voraussetzungen, die diese Feier vollgültig und Gott annehmbar macht.

E. M.

OPERATION um Mitternacht

von T. Peter

So also geht das Leben weiter, auch wenn einem ein Wunder berührte, denkt Schwester Gerda, als sie ihren Wettermantel vom Haken nimmt. Ein Wunder? Tatsächlich, ein leibhaftes Wunder in dieser Zeit. Rasch streift sie die kühlen Lederhandschuh über ihre vom Sterilisator heißen Finger. Dann schließt sie das Fenster. Immer noch schwelt der klebrige Geruch nasser Kleider im Flur, der zugleich als Warteraum dient. Ein letzter Blick in den Flurspiegel. Flüchtig huscht Gerdas Finger über die Lippen, als sei da etwas zu malen. Plötzlich stockt sie in der Bewegung, so, wie sie wohl auch vor wenig mehr denn einer Stunde in ihrer Bewegung innegehalten hatte, als, lange nach dem allerletzten Spätpatienten, noch einmal die Klingel schrillte.

Ärgerlich hatte Gerda die Tür geöffnet, denn mit diesem Patienten war für sie auch die letzte Straßenbahn unerreichbar geworden. Dies bedeutete fünfzig Minuten einsamen Heimweg durch regenasse Trümmerviertel. Gerade, als sich dann, zwanzig Minuten vor Mitternacht, dieser triefendnasse kleine Junge atemlos hereindrängte, hatte auch der übermüdete Arzt fragend aus dem Sprechzimmer geschaut. „Mitkommen, bitte!" keuchte das nach Luft schnappende Kind. Seine flehenden Hände und seine angstgroßen Augen sagten es weitaus deutlicher, als der junge, zerquälte Mund. Dr. Hübner griff im Regenmantel schon nach dem Instrumentenkoffer.

Süß und ein wenig drohend roch die kalte regenfeuchte Luft nach unbekannten Gasen und trug über dem Skleifen von Schienen das ratternde Gezisch eisenzerfressender Sägen aus dem auch in der Nacht kochenden und brodelnden Werk, an dessen geschwärzter Außenmauer vorbei der Weg führte. Hellrot züngelte eine Lichtgarbe empor, und gespenstisch glühten zwischen rußbepelzten Kumpelhäusern Ruinen auf. Mitten hinein in eine zerstörte Fabrikhalle führte der Junge wortlos die beiden schweigenden Menschen, leitete sie bedachtsam und sicher um offene Keller- und Kaminschächte, bis sie im notdürftig überbauten Winkel unversehens in einer stillen Stube standen. Sauber, dachte Schwe-



ster Gerda und ließ ihre flinken Augen gehen: den kleinen eisernen Herd, auf dem heißes Wasser sang, verdeckten einige zum Trocknen aufgehängte Wäschestücke. Auf dem Küchentisch leuchteten in einem Trinkglas gelbe Schlüsselblumen. Die runde Uhr darüber zeigte auf dem blauen Zifferblatt zehn Minuten vor Mitternacht. Unter ihrem flinken Messingperpendikel klebte das Foto eines zur Einfahrt bereiteten Bergmannes. In der Ecke daneben, unterhalb des kleinen Kruzifixes stand das Luftschutzbett. Aus seinen karierten Überzügen leuchtete ein schmales, knochiges, dem bereits dort stehenden Arzt zugewandtes Antlitz. Die großen, herrlichen Augen, leidvoll bis zum Lidrand, hafteten noch in der Schwester Gedanken, als sie das Trinkglas mit den Frühlingsblumen vom Tisch nahm und den Instrumentenkoffer öffnete. Der Junge war verschwunden.

Freundlich blickte Dr. Hübner auf das fleischlose, wächserne Antlitz hinab, in dem, übermäßig groß, bläulich umschattete Augen brannten. Nun bewegten sich die schmalen, trockenen Lippen, aber das hauchlose Flüstern blieb unverständlich. Da tastete die verarbeitete knochige Hand nach seiner Hand. Diese zuckte vor der Hitze zurück, hielt aber fest. Dünn und schwach und ungleichmäßig jagte der Puls. Noch regten sich lautlos die schmalen Lippen. Des Arztes Blick dankte der Kranken, ehe er die Untersuchung begann.

Man sagte Dr. Hübners Händen nach, daß sie Röntgenaugen besäßen an den Fingerkuppen, wo andere nur dumpf spürten. Als sie eine unnatürlich gespannte, fast harte Leibesstelle erreichten, schlossen sich des Arztes Augen bis auf einen schmalen Spalt. Zwei tiefe, senkrechte Falten erschienen auf seiner Stirn, und nun hielt auch Schwester Gerda den Atem an. Die Frau stöhnte unterdrückt. Ihr Antlitz färbte sich dunkelrot. „Wir haben keine Zeit zu verlieren", sagte der Arzt leise, „ich muß operieren, ohne Narkose, ihres kranken Herzens wegen. Es wird weh tun, aber es muß sein." Die Frau nickte mit den Lidern und legte einen Finger auf ihren Mund. „Wieviele Kinder haben sie?" Der Finger hob sich und wies auf ein Foto: vier, fünf, sechs, um eine lachende, blühende Frau, mein Gott! Noch einen Blick: sie war es.

Ich kann keine Hoffnung machen sagten Dr. Hübners Augen, als er sich der Schwester zuwandte. Gerda verstand ihn. Seit Jahren arbeiteten sie zusammen. „Es geschehen keine Wunder mehr, die dieser Frau Schmerzen ersparen." Hastig bürstete er seine Hände in der Lysoformlösung.

„Wunder? Warten sie auf Wunder, Herr Doktor?" fragte die Schwester leise, nachdem sie die Beinhalter unter dem Küchentisch befestigt hatte. „Es gibt keine Wunder!" meinte sie abschließend und goß das Wasser aus dem Sterilisator ab. Dr. Hübner hörte nichts. Seine hauchdünnen, glänzenden Gummihandschuhe knatschten naß und widerspenstig, als er sie überzog. Dann hob er vorsichtig die unwahrscheinlich leichte Patientin auf den provisorischen Operationstisch. Ruhig und sicher arbeiteten dann die behandschuhten Hände des Arztes, Hände wie sie Bellini seinen Heiligen gab: lang, schmal, mit sensitiven Fingern, die jetzt ein glitzerndes Messerchen zu scharfem Schnitt in das vereiste Gewebe der Entzündeten führten. Nicht das mindeste Zucken vibrierte im Antlitz der Kranken, als er schnitt. Woher nahm sie nur die Kraft, dies alles so still zu ertragen? Erschien nicht gar ein winziges Löcheln auf den schmalen, ein wenig geöffneten Lippen, fern und klein wie des verlorensten Sternes Widerschein in einem Tautropfen? Instrumente klapperten dann und wann. Geschäftig tickte das Perpendikel. Es sagte alles, Sekunde um Sekunde. Nun die Nadel in die Schale klirrte, und der Arzt sich aufrichten konnte, zeigte die Uhr vier Minuten vor Mitternacht. Fünf Minuten nur hatte die Operation gedauert. Aber wer ahnt schon, wie oft ein Herz in ihnen klopft, ein armes, krankes, leidendes Herz. Eine kleine Ewigkeit, diese fünf Minuten. Noch lächelte die nun tief und regelmäßig atmende Kranke. Hut-

---

Der hustende Doktor

Als Leo XIII. einst an einer Erkältung litt und gerade einen Pilgerzug zu empfangen und dabei eine Ansprache zu halten hatte, gab ihm sein Leibarzt Lapponi eine Schachtel Pastillen und riet ihm, seine Stimme zu schonen und sich recht kurz zu fassen. Der Papst empfing die Pilger, und als er gegen den Rat des Arztes ziemlich lange sprach, wollte dieser ihn durch wiederholtes Husten an seinen Rat erinnern. Leo XIII. ließ sich nicht stören. Nach der Audienz aber ging er auf Lapponi zu, nahm die noch unbenutzte Schachtel mit den Pastillen aus der Tasche und reichte sie dem Arzte: „Da nehmen Sie, lieber Doktor, Sie brauchen sie nötiger als ich."

sam trug sie der Arzt zurück auf ihr Bett. „Ein Wunder", flüsterte Dr. Hübner und streifte sich die Handschuhe ab, „man soll nicht mit Wundern rechnen, sie aber auch nicht verhindern." Ein Wunder? Glaubte er etwa, daß diese wider Erwarten geglückte Operation ein Wunder gewesen sei? was wußte er schon von Wundern?! Noch hatte ihn keines zwischen den Schultern berührt.

„Warum haben sie mich so spät benachrichtigt?", fragte der Arzt nach einer Weile. „Wir hatten kein Geld für den Krankenschein", flüsterte die Patientin scheu. „So? Die Kasse stundet Scheingebühren, und ich wäre auch ohne gekommen", sagte Dr. Hübner fest und schlüpfte aus dem Operationskittel. Gerda, die alle Instrumente bereits verpackt hatte, legte heimlich einen Schein aus ihrer Tasche unter das Blumenglas, das seinen Platz auf dem Küchentisch wieder einnahm. Als der Arzt sein ebenfalls von einem Geldschein unterlegtes Rezept den Blumen unterschieben wollte, stutzte er und betrachtete die Schwester, als sähe er sie zum erstenmal. Dann wandte er sich, fast verlegen, der Kranken zu und setzte mit fester Stimme, in der Freude schwang, zu einem Lob ihrer Tapferkeit an. Da aber legte sich die magere Hand auf den leise und wie aus weiter Ferne lächelnden Mund: „Bitte sprechen Sie nicht so laut, Herr Doktor, sonst werden meine nebenan schlafenden Kinder wach."

Wie ein Schlag traf es den Arzt und die Schwester. Sie spürten: dieser Augenblick war das Ende von allem, was zuvor gewesen. Und alles war anders mit einem Mal: die Küche so hell, so melodisch der mitternächtliche Stundenschlag, so wohlig die Wärme. Mein Gott, daß man nicht ein einziges Wort besaß vor diesem halb flehenden, halb lächelnden Augen, die ein Leben spiegelten, das Himmel wurde und Erde in dieser Mutter Wille und Blick. Das ist es wohl. Und so selbstverständlich wie das Atemholen. Es gab noch höfliche und ermunternde Worte, noch ein müdes Lächeln, noch einen Weg in Regen und Wind und allerletzte Arbeit. Aber was war dies auch schon nach alledem?

Gerdas Hand löst sich vom Mund, ertastet den Schalter und löscht das Licht. Werkgeräusche überdecken der Schwester einsamen Schritt. Hellrot wabert eine Lohe über den Nachthimmel und sinkt wieder in sich zusammen. Nein, man darf nicht fordern, daß das Schöne und alles, was einem angreift und reicher macht länger dauert als es Gottes Atem in sich hat, denkt Schwester Gerda beglückt. Und aller Groll um diesen einsamen nächtlichen Heimweg ist zugedeckt und vergessen gemacht.

Den Schlag Des Göttlichen Herzens Fühlen

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts gab es bereits in der deutschen Mystik eine blühende Verehrung des heiligsten Herzens. In einer Offenbarung sah Mechthild von Hackeborn Christus, wie er auf die Wunde seines Herzens wies und sprach: „Siehe die Größe meiner Liebe! Willst du sie kennenlernen, so wirst du sie nirgends deutlicher finden als in den Worten des Evangelisten Johannes: ‚Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt.'"

Und die heilige Gertrud erzählt, wie ihr der Evangelist Johannes erschien: voll Ehrfurcht legte er den Finger an die Brust des Herrn und sagte: „Siehe, das ist das Heiligste, das alles Gute im Himmel und auf Erden in sich begreift." Auf ihre Frage, warum er in seinem Evangelium nicht von diesem Geheimnis geschrieben, erwiderte er: seine Aufgabe sei es gewesen, der jungen Kirche von dem ungeschaffenen Wort des Vaters zu schreiben, und darin habe die ganze Menschheit für immer genug zu betrachten; die heilige Menschheit Jesu aber zu betrachten, den Schlag seines göttlichen Herzens zu erfühlen, sei gut für diese Zeit, „in der die Gottesliebe erkaltet."

Vier Jahrhunderte später empfing Margareta Maria Alacoque ihre Offenbarungen, die der Verehrung des göttlichen Herzens neuen Antrieb gaben. Was diese Verehrung für uns bedeutet, läßt sich in zwei Worte fassen: Liebe um Liebe — Liebe gegenüber der Kälte und gegenüber dem Haß, verdoppelte Liebe gengenüber einer zweifachen Lieblosigkeit.

W. Grossow: Das geistliche Leben

Dr. Wilhelm Sandfuchs

Kardinaele der Kirche

„In Bruderliebe"

Valerian Kardinal Gracias, — Erbischof von Bombay

Für die fünf Millionen Katholiken Indiens brachte das Jahresende 1952 ein Ereignis geschichtlicher Art. Mitten in den Feiern zum 1900-Jahrgedächtnis der Ankunft des Apostels Thomas und zum 400. Gedenktag des Todes Franz Xavers erreichte sie aus dem Vatikan die Nachricht, daß der Heilige Vater den Erzbischof von Bombay, Monsignore Valerian Gracias, in das Kollegium der Kardinäle berufen habe. Als erster Inder war der junge Priester einst Sekretär des portugiesischen Erzbischofs von Bombay geworden. Als ersten seines Landes hatte man ihn einige Jahre später zum Rektor der Pro-Kathedrale der Bischofsstadt ernannt. Als erster Einheimischer in Nord-Indien war er schließlich zur bischöflichen Würde gelangt. Daß Monsignore Gracias nun auch als erster Repräsentant der indischen Katholiken den römischen Kardinalspurpur erhielt, erfüllte seine Landsleute, über die trennenden Schranken von Kasten und Rassen hinweg, mit Stolz und Freude. Tausende aus allen Schichten der Bevölkerung waren es, die Kardinal Gracias bei seiner Ankunft vom Konsistorium im Februar 1953 auf dem Flugplatz von Bombay erwarteten, um ihn im Triumph in seine Bischofsstadt zu geleiten. In einer viel beachteten Glückwunschadresse machten sich die elf christlichen Mitglieder des Parlaments in New Dehli zu Dolmetschern der Freude von Regierung und Volk.

Es ist bezeichnend, daß eine der ersten offiziellen Funktionen des neuen Kardinals die Speisung von 1200 Armen auf dem Gelände der Franz-Xaver-Schule von Bombay war. Er sei, so betonte er dabei, stolz darüber, daß er dieses Essen veranstalten dürfe, da er selbst aus einer armen Familie komme. In Dankbarkeit gedenkt Kardinal Gracias seiner Jugendzeit. Als einziger Sohn armer Eltern ist er am 23. Oktober 1900 in Karachi geboren, wohin seine Vorfahren einst von Goa gekommen waren. Seine Heimat zählte damals noch zur britischen Provinz Sindh. Heute ist sie die Hauptstadt des größten Mohammedanerstaates Pakistans geworden und zählt über eine Million Einwohner. Noch war der junge Valerian Gracias keine zwei Jahre alt, da wurde ihm der Vater durch den Tod entrissen. Mit ihrer Hände Arbeit verdiente die Mutter den Unterhalt für sich und den Kleinen. Dieser kannte von frühesten Tagen an kein anderes Ziel, als später einmal Priester zu werden. Unter großen Opfern ermöglichte die gläubige Mutter ihrem Sohn die Ausbildung. Der Nachkomme einer alten goanischen Christenfamilie besuchte das St.-Patricks-Kolleg seiner Heimatstadt, das St-Josephs-Seminar in der Hafenstadt Mangalore (Madras), von wo ihn Erzbischof Goodier von Bombay zur Fortsetzung der theologischen Studien in das Päpstliche Seminar Kandy auf Ceylon entsandte. Überall bereitete Gracias sich mit Ernst und Eifer auf sein Lebensziel vor, seinem indischen Volk als Priester Mittler zu Gott zu werden. Der theologische Doktor „magna cum laude", den er als einer der ersten Alumnen des Seminars in Kandy erwarb, und die Priesterweihe am 3. Oktober 1926 bildeten den Abschluß dieser langen, opferreichen Zeit. Seine Primiz feierte der Neupriester am Tage des heiligen Franz von Assisie.

Eine Vorstadt im Norden Bombays, Bandra, wurde für kurze Zeit Gracias' priesterliches Wirkungsfeld. Dann formte ihn Rom. 1927 bis 1929 studierte er mit Theologen aus allen Kontinenten und Rassen und der Päpstlichen Hochschule Gregoriana Dogmatik. Im Mutterhaus der deutschen Franziskanerbrüder in der Via del Monti Parioli fand er während des römischen Aufenthaltes sein Heim. Nach Indien zurckgekehrt, beriefen ihn nacheinander zwei Erzbischöfe von Bombay zu ihrem Sekretär: 1929–1937 der Portugisische Msgr. Lime S. J., 1937–1946 der Engländer Msgr. Roberts S. J. Denn noch wechselten, einer Tradition gemäß, Portugiesen und Engländer bei der Besetzung des wichtigen Erzbischofsstuhles von Bombay gegenseitig ab. Beiden Oberhirten wurde Father Gracias ein wertvoller, treuer Mitarbeiter. Sie ernannten ihn zum Kanzler der Diözese. Sie vertrau-

ten ihm die Leitung der Studentenseelsorge an. Er wurde Synodal-Examinator, Beauftragter für die Katholische Aktion und schließlich, als erster Inder, Rektor der Pro-Kathedrale. Hervorragend bewährte sich Father Gracias auch als geistlicher Journalist. 1935–1942 leitete er die indische Ausgabe des „Messenger of the Sacred Heart". Mehrere Jahre hindurch war er in der Schriftleitung des Bistumsblattes von Bombay, „The Examiner". Seine eigenen Beiträge griffen aktuelle religiöse Fragen auf und nahmen Stellung zu den drängenden sozialen und kirchlichen Problemen der Stunde. Starke Beachtung fanden auch die Bücher, welche der priesterliche Publizist veröffentlichte. „Heaven and Home", „Himmel und Heimat" lautet der Titel des einen, das er in Dankbarkeit seiner Mutter gewidmet hat. „Der Vatikan und die internationale Politik" ist das Thema des zweiten Werkes aus seiner Feder. Eine dritte Veröffentlichung schließlich zeigt „Features of Christian Life", „Grundlinien des christlichen Lebens" auf. Weit über die eigene Diözese hinaus verbreitete sich auch der Ruf des bischöflichen Kanzlers als erfolgreicher Redner. Neben der indischen Konkani-Sprache und dem Englischen beherrscht er Italienisch und Französisch.

Der unermüdliche Mitarbeiter der beiden Erzbischöfe wurde am 16. Mai 1946 zum Titularbischof von Tenneso erhoben und am Peter- und Paulsfest 1946 zum Weihbischof von Bombay geweiht. Als der letzte Engländer auf dem erzbischöflichen Stuhl von Bombay, Monsignore Roberts aus der Gesellschaft Jesu, die Leitung der Diözese niederlegte, um sich dem internationalen Schiffahrts-Apostolat zu widmen, berief Papst Pius XII. am 4. Dezember 1950 Weihbischof Gracias zum Nachfolger. Zum ersten Male hatte damit ein Inder den wichtigen Bischofsstuhl dieser bedeutenden und volkreichsten Hafen- und Handelsstadt inne. Ein Sohn des Landes regiert seitdem über die 220 000 Katholiken der Erzdiözese Bombay.

Von der ersten Stunde an entfaltete der einheimische Oberhirte eine rastlose Tätigkeit. Sein Wirken gilt allen Schichten der Bevölkerung. Seine Fürsorge umfaßt in gleicher Liebe Arbeiter und Studenten wie die Angehörigen der übrigen Stände. Sein Ruf aber ist längst über das eigene Land hinausgegangen. Bereits beim Internationalen Kongreß für das Laienapostolat während des Heiligen Jahres 1950 war der hochgewachsene, schlanke indische Kirchenfürst als einer der Hauptredner eine viel beachtete Persönlichkeit. Die Kompilger aus aller Welt verspürten es schon damals, daß hier ein Bischof Weisungen gab, dem die Anliegen der Katholischen Aktion aus langjähriger eigener Arbeit vertraut sein mußten. Die Ernennung zum Kardinal am 12. Januar 1953 zeigte den Katholiken Indiens, welches Vertrauen und welche Hoffnungen der Statthalter Christi dem Oberhirten von Bombay entgegenbringt. Die Aufnahme von Kardinal Gracias in das Heilige Kollegium verdeutlichte jedoch gleichzeitig, daß in der Geschichte der katholischen Kirche Indiens ein neuer Abschnitt begonnen hat. Kein Geringerer als der Erzbischof von Bombay selbst hat dies ausgesprochen, als er nach der Überreichung des Ernennungsbillets im römischen Propaganda-Kolleg der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß für Indiens mehrtausendjährige Geschichte die Neuzeit des Glaubens anbrechen möge.

Bild und Gleichnis des Schöpfers

So groß auch der Abstand ist zwischen dem neugeborenen Kind Maria und den andern Menschenkindern — trägt nicht ein jedes Kind, so gering es auch sei Erden auf Erden, ein wunderbares Geheimnis in sich? „Welch Geheimnis ist ein Kind!"

Jede Seele ist vom Schöpfer ausgegangen als sein Bild und Gleichnis, ist ein besonderer Gegenstand seiner Liebe: einer unsagbaren Vaterliebe, tiefer und treuer, als alle Vater- und Mutterliebe von Menschen sein kann.

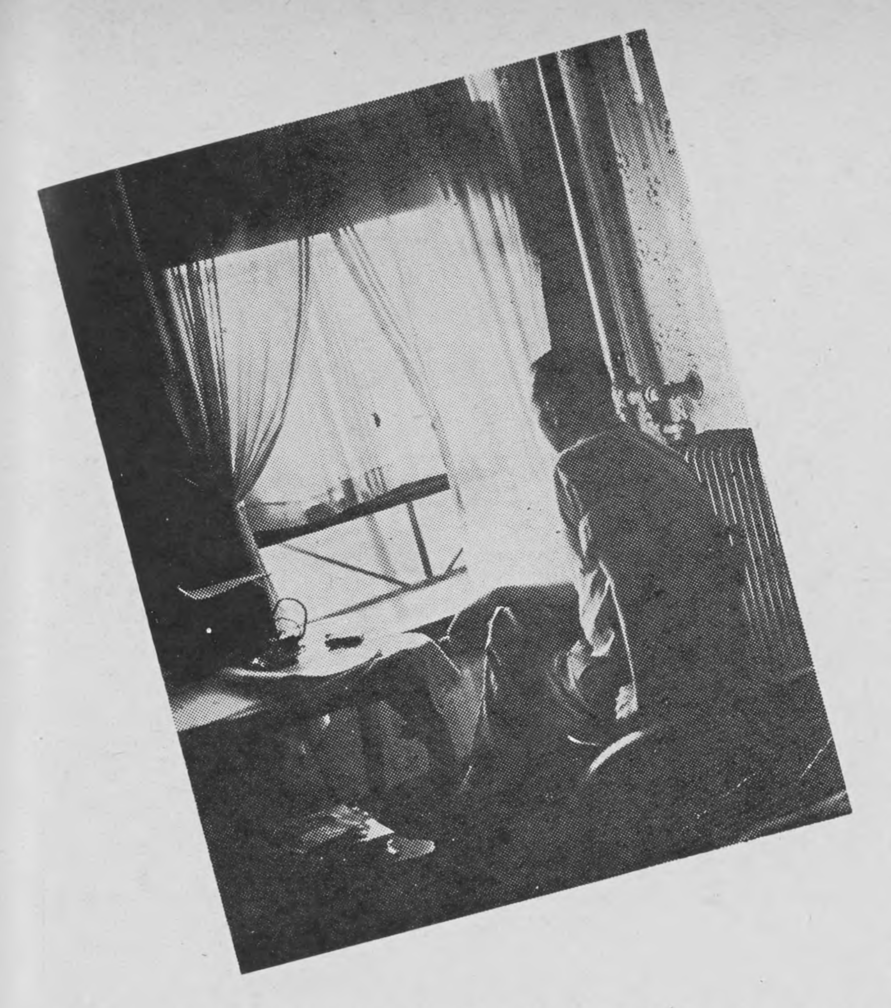
Das mögen wir nie vergessen und jedes Wesen, das ein Menschenantlitz trägt, sei es äußerlich noch so gering und unwert, in seiner hohen Bestimmung ehren: das Ebenbild Gottes, dessen Schönheit von innen ist.

Und eines Tages, wer weiß in welchem Maße, wird es die Güte und Herrlichkeit des Schöpfers verkünden, einem von den Milliarden Sternen gleich, die des Ewigen Ehre rühmen, ob wir sie gleich nicht alle mit leiblichen Augen sehen.

Otto Karrer

*

**Das Leben ist schnell, drum mache was draus,
Die Schritte zähl, kommst sonst nicht aus;
Rasch eilen die Stunden, drum tändle nicht,
Sonst dir's gar bald an Zeit gebricht.**



Nur ein Wort!

von Georg Faber

Wieviel Worte spricht der Mensch am Tage? Hunderte? Tausende? Keiner zählt sie, halb oder ganz gehört, verstanden oder mißdeutet sind se schnell verweht wie die fallenden Blätter im Herbst. Nur, daß sie nicht wie Blätter vermodern, wo sie der Wind hintrieb. Worte bleiben, sie haben ihre eigene Kraft, ein einziges kann einen Menschen aufrichten und vernichten, führen oder auf Wege schleudern, die er niemals gehen wollte.

Der es sprach, hat es vielleicht längst vergessen, dennoch bleibt es sein Wort, auf ihm lastet die Verantwortung, und was immer es wirkt, Segen oder Unheil, es bleibt zu einem Teil wenigstens sein Werk.

—

„Wußten Sie's noch nicht? Ihr neuer Nachbar da drüben soll früher einmal in eine dunkle Geschichte verwickelt gewesen sein."

„Noch nie was gehört! Wissen Sie Näheres?"

„Man sprach damals wenig davon. Und dann bin ich mir nicht einmal ganz sicher, ob es derselbe Krause war, zehn Jahre ist das wenigstens her." Der Neuzugezogene wundert sich, warum sich die Leute so offensichtlich zurückhalten. Wo immer er auch hinkommt, überall stößt er auf kühle Ablehnung. Natürlich sagt ihm keiner den Grund, und würde es einen tun, dann könnte er nur verwundert den Kopf schütteln: in seinem ganzen Leben gibt es keine dunklen Geschichten und keine Stunde, die er vor andern verbergen müßte.

Er versucht es mit Freundlichkeit und es gelingt ihm mit viel Geduld und Nachsicht in ein leidliches Verhältnis zu seinen Nachbarn zu kommen, aber es dauert Jahre, bis er sich in der kleinen Stadt heimisch fühlt.

Eine Namensverwechselung! Ein unbedachtes Wort nur! Und der es sprach, hat es längst vergessen.

—

„Sie haben schon alles festgemacht?" fragt die Frau das junge Mädchen und schüttelt bedenklich den Kopf: „Nun, was ihn betrifft, sicher, ein feiner Mensch. Aber die Frau Leis, die wiegt Ihnen, wie man so sagt, das Essen mit der Briefwaage ab."

Sie merkt, wie das Mädchen erschrickt und sucht ihre Worte abzuschwächen: „Nun das mag übertrieben sein. Und man braucht sich auch nicht alles bieten zu lassen."

Aber ein gesprochenes Wort ist nicht mehr abzuschwächen. Ein für alle Mal hat sich dem Mädchen ein Bild der Frau Leis eingeprägt, es wird nun Sparsamkeit für Geiz ansehen, wird sich stets übervorteilt glauben, auch das Harmlose und Nebensächliche mißtrauisch deuten und die Stelle nicht lange behalten.

Sind uns nicht die meisten Menschen, noch ehe wir ihnen begegnen, längst irgendwo vorge-

Die Tabaksdose

Joachim Pecci, der spätere Papst Leo XIII., war in seinen jungen Jahren Nuntius in Brüssel. Dort wollten ihn seine Kollegen vom diplomatischen Korps einmal in Verlegenheit bringen. Sie reichten ihm bei einem Empfang eine Schnupftabaksdose, deren Deckel mit dem Bilde einer sehr leicht geschürzten Dame verziert war. Der Nuntius nahm eine Prise, bedankte sich artig und tat, als ob er nichts gemerkt habe. Als man ihm die Dose zum zweiten Male reichte, durchschaute er die Absicht. Er betrachtete aufmerksam das Bild auf der Dose und wandte sich dann an den, der sie ihm gereicht hatte: „Ist das vielleicht das Bild ihrer Frau Gemahlin?"

---

prägt? Ein Wort hörten wir schon über sie und gewöhnlich kein gutes, wir machten uns ein Bild daraus und können ihnen nun nie mehr ganz unbefangen gegenübertreten.

Ohne dies würden sich die Menschen wahrscheinlich viel besser verstehen.

—

Garten an Garten wohnen die Familien Hillmann und Brander nebeneinander, doch keins der bereits erwachsenen Kinder kann sich entsinnen, jemals ein freundliches Wort über den Zaun hinübergerufen zu haben. Sehr lange muß es schon sein, als die Feindschaft eine unübersteigbare Mauer zwischen die Häuser baute, nicht so, daß gezankt oder gestritten würde, das darf unter christlichen Menschen nicht sein, nein sie gehen sich nur aus dem Wege, und wenn sie hüben die Äpfel und drüben die Pflaumen ernten, sehen sie sich nicht. Dabei sind die einen wie die anderen sonst vernünftige, gute Menschen. Begonnen hat es mit einem dummen Worte, das Brander aus irgend einem Ärger heraus und eigentlich ganz unüberlegt über den Zaun warf. Hillmann griff es auf und warf es noch heftiger zurück. Damals wäre die Sache vielleicht mit einer Handbewegung, mit einem befreienden Lachen gut zu machen gewesen, nun genügt das nicht mehr. Fortgeschrittenes Stadium, wie bei einer Krankheit, zu welcher der Arzt sein: „Leider zu spät!" sagt.

Zu spät ist es allerdings niemals, nur gehört ein kräftiger Entschluß und viel guter Wille auf beiden Seiten dazu, dieses Wucherwerk langer Jahre auszurotten.

—

Der alte Spindler wagt sich kaum mehr aus dem Hause. Um des Sohnes willen, der auf Abwege geriet und Schande über sein weißes Haupt brachte, meidet er die Menschen und schleicht sich nur dann ins Dorf, wenn nun es nicht anders sein kann.

Auf einem dieser Wege begegnet er dem Bürgermeister und kann nicht mehr ausweichen. Der sieht ihn, und wie er es früher auch tat, nur noch ein wenig freundlicher, lüftet er den Hut und sagt vernehmlich: „Guten Abend Spindler."

Drei Worte nur, aber des Alten Gestalt hebt sich, sein Schritt wird fester und beinahe vergißt er sein Leid und Unglück.

An diesem Abend kann er zum ersten Male wieder ruhig einschlafen.

—

Fünf Jahre schon arbeitet

LIEBE WILL GLEICHHEIT

Die Herz Jesu-Verehrung will uns nahebringen, daß die Liebe zu Christus auch die Liebe zum Kreuz einschließt. Wir dürfen deshalb in unseren Betrachtungen nicht die Wiederholung und Eintönigkeit dieses Themas scheuen, sondern müssen immer wieder die Worte des Herrn überdenken und uns sein Bild vor Augen halten. „Siehe, am Kreuz hängt alles, und alles kommt auf das Sterben des eigenen Selbst hinaus. Es gibt keinen andern Weg zum Leben und zur wahren inneren Freude als den Weg des heiligen Kreuzes, des täglichen Sterbens" (Nachfolge Christi 2. 12).

Wir wissen, daß die Leiden dieses Lebens, wie Petrus sagt, nur geringfügig oder kurz sind im Vergleich zur ewigen Freude — aber sie sind eben doch ein wirkliches Leiden, ein Leiden um Christus und mit Christus. Liebe will Gleichheit, der Knecht kann es nicht besser haben wollen als der Meister. Wir möchten ohne Scham vor seinen Richterstuhl treten — wie sollte dies möglich sein, wenn wir uns vor dem Opfer fürchten? Wie sollte der Vater das Bild seines Sohnes in uns erkennen, wenn wir ein bequemes Leben suchen? Für Opferscheue ist kein Platz in den „vielen Wohnungen" im Hause des Vaters.

Gegrüßt seist du, Kreuz, einzige Hoffnung in diesem Tal der Tränen!

W. Grossow: Das geistliche Leben

Martin auf dem Hofe, immer ist er früh aufgestanden und spät zu Bett gekommen. Das Essen war gut, der Lohn höher als ortsüblich und wurde stets pünktlich gezahlt. Dennoch fehlt ihm etwas, und er weiß selbst nicht, was es sein könnte, nur, daß da irgendwie eine Lücke in seinem Leben bleibt.

Durch Heirat ist ein neuer Bauer auf den Hof gekommen und schreitet nun die Felder ab. Martin ist am Pflügen. Der Bauer hält einen Augenblick inne, nickt dem Knechte zu und sagt nur: „Sauber!"

Mehr nicht. Aber auf einmal weiß dieser, was ihm alle die Jahre gefehlt hat: ein gutes, anerkennendes Wort.

Eigentlich müßte er ausspannen, der Abendzug, das Zeichen dazu, kriecht in der Ferne vorbei, aber es drängt ihn, noch eine Furche zu ziehen. Auf dieses Wort hin.

—

HEILIGE SIE, VATER

In dem hohenpriesterlichen Gebet am Vorabend seines Todes betete der Herr für seine Apostel und für alle, die als Priester einigermaßen an ihrer Erwählung teilhaben. Er bittet vor allem, daß die göttliche Offenbarung ihnen innere Heiligkeit verleihen möge: „Heilige sie in der Wahrheit, Dein Wort ist Wahrheit", d. h. heilige sie durch die göttliche Wahrheit, die in Deinem Wort enthalten ist. Der tiefe Glaube an Gottes Wort soll sie läutern und umgestalten: „Schon seid ihr gereinigt durch das Wort, das ich zu euch geredet habe" (Joh. 15, 3). Das Wort Gottes ist die Offenbarung, die Jesus gebracht hat; es ist die volle, übernatürliche Wahrheit, und diese Wahrheit ist keine andere als die Offenbarung über Christus selbst: daß er „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist, daß er der Einzige Sohn und Gott durch ihn unser Vater ist.

Der Priester, der in die Welt und zur Welt gesandt ist, muß tief vom Glauben durchdrungen sein an Gottes Vaterschaft und an Christus als den Erlöser; er muß selbst von dieser Wahrheit leben. Die stete Vergegenwärtigung Gottes und der Erlösung in Christus muß ihn heiligen, d. h. dem Profanen und irdischen entziehen, Gott zugewandt und seine unendlichen Heiligkeit teilhaftig machen. Dann erst, durch tiefen Glauben gestärkt und durch die Anschauung der göttlichen Wahrheit geheiligt, kann der Priester seine Sendung in einer unheiligen Welt erfüllen, welche „die Finsternis mehr liebt als das Licht„ (Joh. 3, 19).

W. Grossow: Das geistliche Leben

Oft genug hat Frau Richter ihren Vorschlag mit allem Für und Wider geprüft, bevor sie damit an ihren Mann herantrat. Daß nun das Unternehmen fehlschlug, war nicht ihre Schuld. Dennoch wirft er ihr vor, sie habe dabei nur an ihre Verwandten und nicht an sein Geschäft gedacht.

Wird ein Mensch in seinen besten Absichten verkannt, dann ist er mitten ins Herz getroffen.

Das weiß der Mann und er weiß zugleich auch, wie unbegründet sein Vorwurf ist, aber ein bereits ausgesprochenes Wort zurückzuholen ist unendlich schwer.

Und ist dabei so leicht, wenn man nur Gewalt über sich selbst hat. Noch am gleichen Abend tritt er vor sie hin: „Johanna, ich hatte Unrecht. Es tut mir leid, der Ärger riß mich hin."

Eine Bitte um Verzeihung, ein kleines Wörtlein nur, ist wie ein heilender Balsam.

—

Nein, Freund ist nicht das rechte Wort aber lange Zeit war mir Werner ein guter Bekannter. Viele Jahre liegt das zurück, und so ist mir von allen seinen Besonderheiten nur eine Eigenschaft im Gedächtnis haften geblieben, die er so offensichtlich zeigte, daß sie jedem auffallen mußte. Wurde nämlich über irgend einen Anwesenden gesprochen, dann stellte sich Werner immer auf dessen Seite und verstand es, auch dort einen lichten Punkt aufzuzeigen, wo wir wirklich nichts Gutes entdecken konnten. Für andere fand er immer eine Entschuldigung, und vermochte er auch nicht das schwärzeste Schaf weiß zu waschen — es wurde wenigstens grau.

Was er so an menschlichen Spannungen beseitigte und an lieblosen Urteilen aufhob, wußte er selbst nicht, es genügte ihm, Gegengewicht an der Waage zu sein, die gewöhnlich fremde Fehler zu schwer wägt. Er fiel damit auf, weil diese Eigenschaft leider sehr selten ist.

—

Zwielichtig, wie der Mensch selbst, ist die Gabe der Sprache, die Gott ihm verlieh. Ein Wort kann verwunden, trennen und alle Finsternis heraufbeschwören, kann aber ebenso trösten, heilen und Getrenntes zusammenführen, ja selbst bis zu Gott hin vermag es, im Gebet gesprochen, eine goldene Brücke zu schlagen.

Das Wort ist mächtig und voller Kraft.

Und wie viele Worte spricht der Mensch am Tage?



Das Loch in der Hose

Eine Schnurre vom Reimmichl

Beim Innsbrucker Schützenfest 1885 war namentlich in der X . . . rstraße ein unmäßiges Drücken und Drängen. Die Polizei hatte starke Seile gezogen, um die Mitte der Straße für den Schützenzug freizuhalten und das Vorbrechen der Menge zu verhindern. Vor einem hochfenstrigen Kaufmannshaus waren hölzerne Bänke hingestellt zum Sitzen für die Schaulustigen. Der Holzschragen wimmelte auch von Leuten, die buntgemischt nebeneinander saßen und der Ankunft des Schützenzuges mit Ungeduld entgegenharrten. Mitten unter der sitzenden Gesellschaft aber stand ein junges Stadtherrchen, fein gebügelt und geschniegelt wie eine Puppe, hübsch gestutzt wie ein Pintscherhündchen und duftend wie eine Pomadebüchse. Es drehte sich in einemfort auf seinen Fußspitzen und gackerte zu ein paar Fräulein hinauf, die aus einem Fenster des Kaufmannshauses herunterganserten. Das Herrchen war offenbar ein Handlungskommis, was man auf gut deutsch mit Ladenschwengel oder -bengel ausdrückt. Ebenso dumm wie eitel, glaubte das Jüngelchen durchaus stehen zu sollen, um sowohl den beiden Fräulein in der Höhe als auch der Menge ringsum seinen werten Anblick nicht zu entziehen. Die Menge aber, die hinter dem Schragen stand, war auf dieses Schaustück durchaus nicht erpicht, sondern erging sich in lautem Murren über den Zierbengel, der ununterbrochen vor ihren Augen herumländerte und den Ausblick auf die Straße erschwerte. Ein Bauer aus dem Wipptal stieß die Zierpuppe an und sagte unwirsch:

„Der Schragen ist zum Sitzen und nicht zum Stehen."

Das Herrchen wurde brennrot und schnappte giftig herunter:

„Das geht dich einen Schnupftabak an."

„Ihr werdet doch niedersitzen können", ereiferte sich eine Bäuerin; „die andern sitzen auch alle."

„Meintwegen können sie sich niederlegen, wenn es ihnen taugt, mir paßt einmal das Stehen", wisperte das Jüngelchen.

„Aber die Leute da hinten möchten auch den Festzug sehen", legte sich eine Frau ins Mittel, die neben den Füßen des Zierbengels saß.

„Ich seh' ihn gut", kicherte der Stadtflegel; „die andern müssen halt Augenbrillen aufsetzen, wenn sie zu wenig sehen."

„Jetzt wollen wir aber doch schauen, ob der L . . . bub nicht sitzen kann", grollte der Wipptaler Bauer und schickte sich an, den Federling bei seinen Hühnerspindeln zu erfassen und herunterzuziehen. Da drängte sich aber ein Oberländer Bäuerlein heran, das pfiffig mit den Augen zwinkerte und dem Wipptaler zuflüsterte:

„Lass' ihn, lass' ihn! Wir werden ihn schon herunterbringen."

Bald ging hinter dem Rücken des Ladenschwengels ein Tuscheln und Wispern und Kichern los, und als der Stadtflegel umschaute, sah er, wie eine Menge Finger auf ihn zeigten. Nun begann das Herrchen zu sieden:

„Ihr dummen Strohbauern, was gibt's da zu lachen? Wenn ihr jemand auslachen wollt, müßt ihr euch selber auslachen, ihr Lodenwülste."

„Hahaha", machte das Oberländer Bäuerlein; wer soll denn da nicht lachen? Ihr habt ja ein Loch in der Hose!"

Das Herrchen erblaßte, dann sagte es weinerlich:

„Wär nicht übel, in der nagelneuen Hose!"

„Es ist aber doch so," versicherte der Oberländer; „Ihr habt in der nagelneuen Hose ein großes Loch, mehr als faustgroß."

Alles lachte zusammen, das Herrchen aber schoß jetzt wie ein Pfeil vom Schragen herunter in die Menge. Kaum hatte es seinen Standplatz verlassen, nahm der Oberländer ein paar Kinder und setzte sie dorthin. Das Herrchen drehte und streckte sich den langen Hals beinahe aus den Angeln; es musterte über die Achseln seine ganze Schattenseite nach der Länge

und Breite und unternahm schließlich auch mit dem Finger angelegentliche Forschungsreisen auf seinen Hinterländern. Die Umstehenden schüttelten sich vor Lachen. Als nun der Zierstengel nirgends ein Loch entdeckte und einsah, daß er gefoppt worden, ward er wütend.

„Du verfluchter Luggenschippel", bellte er, „ich reiß' dir deinen Fuchsbart aus!"

Zugleich wollte er den Oberländr anspringen. Dieser schob aber den Ladenspatz beiseite und sagte lachend:

„Seid stad; ich hab' doch keine Schuld, daß Ihr ein Loch in der Hose habt."

„Ich hab' aber keins."

„Freilich habt Ihr eins."

„So zeig' mir's."

„Recht gern, wenn Ihr die Hose auszieht."

Wieder wollte das Herrchen den Bauer anspringen; als ihm aber der Oberländer die nervigen Fäuste entgegenhielt und ruhig sagte: „Bübl, Stad sein!", duckte sich das Jüngelchen.

„Du bist ein windverdrehter Lugenschippel!" gackerte es.

„Bübl, nicht zuviel reden", warnte der Oberländer, „ich hab' noch gar nie gelogen."

„Dann sag' mir" wo das Loch ist."

„Sind die Stadtleute dumm! Freundl, Ihr seid doch nicht in die Hose hineingewachsen."

„Wie meinst du das?"

„Ich mein' halt", sagte das Bäuerlein pfiffig, „Ihr seid auch wie andere Menschen heute früh in die Hose hineingestiegen. — Nun, wenn Ihr nicht ein Loch in der Hose hättet, wäret Ihr gar nicht hineingekommen."

Die Menge brach in ein tosendes Gelächter aus; das Ladenherrchen schäumte vor Wut und suchte nach allen Seiten Stöße auszuteilen, die es aber in schweren Püffen mit Zinseszinsen zurückerhielt. Da wurde rauschende Musik vernehmbar und die Spitze des Festzuges erschien in der Straße, das duftige, luftige Herrchen aber verdrückte sich, brennend vor Scham und Zorn, in der Menge.



Behüte uns mit treuem Fleiß,
O Königin der Frauen,
Die Herzensblüten lilienweiß
Auf grünen Maiesauen.
Vor allem sind es der Blümlein drei,
Die laß kein Sturm entlauben:
Die Hoffnung, grün und sorgenfrei,
Die Liebe und den Glauben.



Wessen Fehler?

Ein Brief aus Zelle 195

von Anna Kayser

Liebe Mutter, mein erster Brief von hier hat Dich sehr gekränkt? Ich hätte Dir gern einen liebern geschrieben, aber seitdem ich hinter Gittern lebe, bringe ich keine Unwarheit mehr über die Lippen. Du klagst, daß ich noch kein Wort der Verzeihung gefunden hätte für das Leid, das ich Dir angetan und für die Schmach, die ich über unsere geachtete Familie gebracht habe. Du hälst mir vor, was alles Du um mich gelitten und geopfert habest, damit ich als der Jüngste, nach dem Tode meines Vaters geboren, eine schöne Kindheit und Jugend haben solle. Ich sei schuld an Deinem kranken Herzen, der Nagel zu Deinem Sarge, die erste Schaufel zu Deinem Grabe. Nur Gott könne Dir die Gnade geben, mir zu verzeihen.

Dieses letzte Wort will zu Dir zurück, Mutter, denn auch ich brauche Gnade, um Dir zu verzeihen. Dieses Wort wird Dich neu kränken von Deinem ungeratenen Sohn. Ja, ich bin es, ein Verlaufener, Verlorener, ich, Dein vielgeliebter, verhätschelter Jüngster, verurteilt von den Gerichten, eingekerkert zwischen Schloß und Mauer, der Schandfleck der Familie.

Nun, Mutter, denk, ich säße Dir Aug in Aug gegenüber und früge Dich: Galt für mich von kleinauf ein Gebot Gottes und der Menschen? Ich war bei Dir und Bekannten und Verwandten immer nur der „allerliebste Schelm" jede „süße Nichtsnutzigkeit" wurde vor meinen frühhörigen Ohren bewundert. Wehe, wenn die großen Brüder oder Spielgenossen mich nur neckten, da hagelte es Schelte oder gar Keile auf die Missetäter, und Dein „Herzblatt" triumphierte.

Weißt Du noch, wie ich einmal heulend vom Spielplatz kam; die Helten Zwillinge hätten mich geschlagen. „Junge, hau' sie doch wieder, tritt sie!" Oh, diesen Rat habe ich mir gut behalten und brutal ausgeführt, als ich sechzehnjährig den Max Schemmer wegen einer Ulkerei hinterrücks niederhieb und den Jugendarrest dafür abbrummte. Von wem hätte ich wohl lernen sollen, mich nicht zu rächen? Von Dir?

Weißt Du noch, Mutter, wie mich der Lehrer einmal durchhaute, weil ich dem Küsters Franz einen Nagel unter seinen Sitz gehauen hatte? Da nahmst Du mich mit zu ihm und stelltest ihn zur Rede, wie er ein Kind, das seinen Vater nicht gekannt habe, um einen Dummejungenstreich so mißhandeln könne? Denkst Du noch seiner prophetischen Drohung, die sich hier in dieser Zelle furchtbar erfüllt?

Und als der Pastor mich im Unterricht eine Stunde in die Sünderecke stellte, weil ich das vierte Gebot verulkte: Das sei ja alles Bluff, für mich gebe es bei meiner Mamma kein viertes Gebot. Ich habe heimlich mit Wonne Deine Beschwerde an den Pastor gelesen, wie er ihrem Kleinsten, dem Trost ihres Alters, dem Liebling aller Welt, solch eine Schmach vor der ganzen Klasse habe antun können? Da sei nur mein sprühendes Temperament und der Neid der andern schuld. Daß ich ihn belogen habe, sei meine lebhafte Phantasie und die Angst vor ihm. Der Pastor kam zu uns. Oh, ich habe jedes Wort erlauscht, Dein gekränktes Weinen, aber auch sein Mahnen und Warnen. Mutter, ist Dir sein letztes Drohen nicht in den Ohren

hängen geblieben, das sich nach ein paar Jahren vor den Schranken des Jugendgerichts wörtlich erfüllte?

Und als ich das Einjährige nicht bestand, da waren es wieder die ungerechten Lehrer und die schlimmen Kameraden.

Und wer hätte mich je gelehrt, nein zu sagen zu den vielerlei Lockungen meines jungen Lebens? Du, Mutter? Ja, hie und da hast Du ein „Nein" gewagt zu meinem Ungestüm, aber unter meinem zornigen Schreien, Trampeln wurde Dein zages „Nein" zum tröstenden „Ja". Oh, wie ich nun Deine Liebe hinter grausamen Schlössern büße!

Nun fällt mir die Feder aus der Hand vor meiner eigenen Grausamkeit, mit der ich Dir das schreibe. Vielleicht auch vom Toben meines Zellennachbars, der doppelte Strafzeit hat und immerfort die verwünscht, die ihn blutjung ohne Zaum und Zügel in dieses Unheil hätten rennen lassen.

Ja, Mutter, auch Dein Wildling, ohne Zaum und Zügel! Wenn ich in meiner unbeherrschten Gier nicht einmal zu einer Lekkerei nein sagen konnte, wie hätte ich es später finden sollen im triebhaften Begehren lebendiger Reize? Als mir da ein „Nein" entgegenstieß, erzwang ich mir mit Gewalt, was sich mir versagte. Wäre mir da Gottes Gebot: „Du sollst nicht begehren" ins Fleisch eingebrannt gewesen, vielleicht hätte ich mir auch mit Gewalt das Nein abgerungen zu meinem unseligen Gelüsten.

Ja, hätte ich einmal Gott wirklich erlebt! Ich muß an meinen Weißen Sonntag zurückdenken. Wie zerstörte mir der Neid auf die kostbarere Uhr und das teurere Fahrrad von zwei Kameraden die Feier in der Kirche und den ganzen Festlichen Tag. Auch der Pastor klagte, daß die kleine Hostie fast untergehe im Überschwung der Geschenke und Genüsse.

Ich könnte mich hassen um alles, was ich Dir so herzlos schreibe, aber vielleicht gibt es mir ein wenig Erleichterung in endlosen Nachtstunden, da ich durch das Gestrüpp meines blutjungen Lebens irren muß und das Stöhnen meiner Reue an unbarmherzigen Wänden und Gittern zerbricht. Draußen in den Gängen hallt der harte Schritt der Wache, drinnen das Grollen gleicherweise Eingeschlossener. Fern die goldene Freiheit, Lerchenlied und Kinderlachen.

In der letzten Nacht ging ein schweres Gewitter nieder. Ich empfand die zackigen Blitze und das Krachen der Donner wie Herrgottszorn über den Schändern seiner Gebote. Vielleicht zürnt er mir um diesen Brief, der das vierte zu schänden scheint, das allein die Verheißung zeitlichen Wohlergehens enthält. Aber ich habe vorher mich unerbittlich und schonungslos selbst angeklagt vor dem Gitter eines andern Gerichtes, das ich lange schon gemieden hatte, vielleicht wäre ich sonst nicht hier. Ratlose Verzweiflung trieb mich hin, aber nun ist Stille in mir, Wahrheit und Klarheit.

Und nun klage ich mich auch vor Dir an, Mutter, Dein trotziger, selbstsüchtiger, gottloser Sohn. Verzeih mir das Leid und die Schmach, die ich über Dich und die Unsern gebracht habe. Was Deine irre Liebe mich nicht gelehrt hat, werden mich diese zwei bittern Jahre lehren.

Leb wohl! Dein Sohn Horst.

Der Brief

von Josef Kamp

Es ist an sich nichts Besonderes, daß an diesem Abend der Posthalter Korte noch bei vorgerückter Stunde in seiner Dienststube vor einem hohen Berg Briefe sitzt, der mit dem Spätzug eingegangen ist und für den morgigen Botengang noch sortiert sein will.

Draußen durchs Dorf fegt stürmisch der Winterwind. Er rüttelt an den Blendläden und heult um die Ecken, hin und wieder klatscht ein Regenschwall dazwischen.

Der alte Posthalter läßt sich nicht stören. Die Brille auf der Nase, den dampfenden Mutz zwischen den Zähnen, sucht er seinen Briefstapel in Ordnung zu bringen.

Es sind in der Mehrzahl alltägliche Briefe. Wenn der Alte ihren Inhalt auch im einzelnen nicht kennt, so weiß er ja doch aus einer langen Erfahrung, daß sie im Allgemeinen keine Schicksale entfesseln.

Doch plötzlich hat der Mann seine Arbeit unterbrochen. Er rückt an der Brille und hält einen Umschlag genauer ins Licht. Er schaut auf die Adresse und schaut auf den Absender. Der Brief ist an die Frau Bremer aus der Mühle gerichtet, er stammt von ihrem Mann, dem Sägemüller Jochem. Es fehlte seit Jahren jede Nachricht von ihm, er ist als Soldat in Rußland verschollen. Nun hat er geschrieben!

Der Postbote sieht im Geist die Müllerin vor sich. Wie oft hat

er sie enttäuschen müssen, wenn er auf seinen Botengängen an der Mühle vorbeikam. Mochte sie auch immer wohl heimlich noch hoffen, so hatte sie es ihm in den letzten Jahren doch nicht mehr gezeigt.

Und nun hat der Jochem wahrhaftig geschrieben! Noch immer wägt der Alte den Brief in der Hand, er kommt ihm fast vor, als stamme er aus dem Jenseits.

Die Mühle liegt weit hinter dem Dorf in den Forsten, ein beschwerlicher Weg, der schon bei hellem Tag Anstrengung kostet.

Jetzt ist es Nacht! Draußen bläst der Sturm seine wilden Fanfaren, schlägt den Regen gegen die Blendläden. Nein, es ist für einen alten Mann gewiß kein Vergnügen, unter solchen Voraussetzungen sich um einen einzigen Brief zu bemühen. Auch hat er in Ehren über Tag seine vorgeschriebene Strecke gemacht, die gichtlahmen Knochen lassen es spüren. Es wird vom ihm auch keineswegs dienstlich verlangt, um diese Zeit noch einen einfachen Brief zu befördern.

Doch er greift schon zum Mantel, setzt die Dienstmütze auf und steckt den Brief in die Tasche.

In der Feldmarch hinter dem Dorf greift der Sturm nach ihm aus. Regen prasselt nieder und lockert die Erde. Hagelkörner peitschen dem Mann ins Gesicht. Ein Rauschen und Brausen durchklaftert die Bäume.

Keuchend sucht der Alte seinen Weg durch die Nacht, die Augen beginnen ihm schmerzhaft zu tränen, der Schweiß bricht ihm aus.

Mit hechelndem Atem erreicht er endlich die einsame Mühle.

Die Tür ist verschlossen. Er klopft am Hinterhaus gegen die Scheiben: „Frau Bremer, machen Sie auf! Ich bin es, der Korte! Es ist Post für Sie da!"

Hinter den Scheiben wird es lebendig. Ein Nachtlicht flammt auf. Das Fenster wird geöffnet. Im Rahmen erscheint das Gesicht einer Frau. „Mein Gott!" keucht sie verstört. „Was ist denn passiert?"

Dann erkennt sie den Ruhestörer und eilt hastig zur Tür. Sie schlottert vor Aufregung, als sie den Posthalter einläßt.

Korte faßt in den Rock und überreicht ihr den Brief.

Sie kann sich in ihrer Aufregung zunächst gar nicht fassen. Sie fällt auf einen Stuhl, und mit flatternden Händen reißt sie den Brief auf.

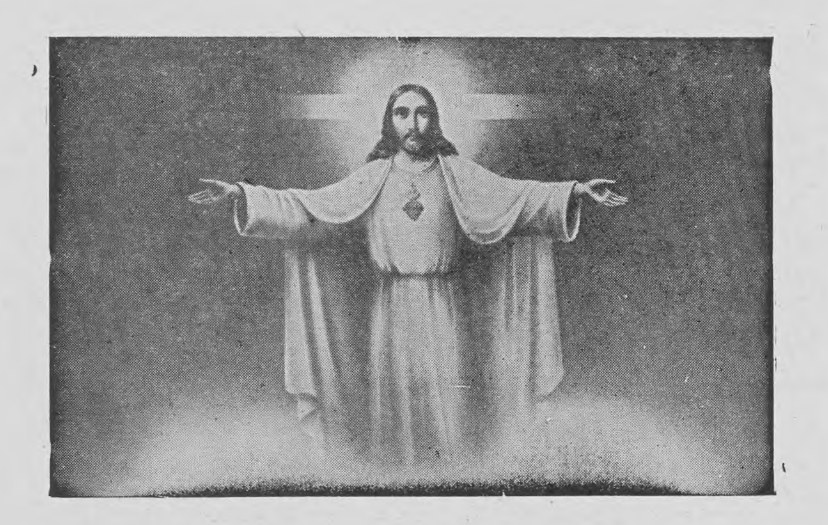
Es wird still in der Stube. Nur das Ticken der Wanduhr ist plötzlich laut hörbar.

Dann geht ein Schluchzen durch das wartende Schweigen. Und mitten im Schluchzen stammelt keuchend die Frau: „O Gott! Er lebt! — Er lebt und kommt heim! Sie geben ihn frei!"

Drei Kinder kommen aus der nachtdunklen Kammer gelaufen. Die Mutter umarmt sie, aber sie kann kein Wort sagen.

Still drückt ihr der Posthalter die Hände und geht.

Dämonisch und dunkel aber sind die Wege des Schicksals. Kurze Zeit später tragen sie den Posthalter Korte zu Grabe. Der Gang durch jene Nacht wurde seinem Alter zum tragischen Verhängnis. Hinter seinem Sarg schritt der Heimkehrer Jochem.



Das Herz Jesu-Bild muß in eurer Familie verehrt werden, das heißt: Vor der kostbaren Statue oder vor dem einfachen Bild des heiligsten Herzens muß eine sorgliche Hand wenigstens von Zeit zu Zeit ein paar Blumen hinstellen, eine Kerze anzünden oder auch die Flamme einer Lampe wachhalten zum beständigen Zeichen des Glaubens und der Liebe. Das heißt ferner: Jeden Abend soll sich die Familie um dieses Bild versammeln, soll es gemeinsam verehren, soll hier demütig und einfach Reue erwecken und um neuen Segen bitten. Mit einem Wort: In dem Hause wird das heiligste Herz in rechter Weise verehrt, wo es von allen und einem jeden als „König der Liebe" anerkannt wird.

Pius XII.



Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Der Wind der kühl aus dem Tale aufsprang, machte ihm den Kopf wieder frei.

Es ging nicht um den Mutz, wenn er auch haarscharf auf die Stelle gewiesen hatte, wo es ihn am schwersten traf. Mit dem Mutzen wurde er bald fertig. Doch es ging um ihn, ihn selbst, um sein Gewissen, um seine Schuld.

Wie ein heimliches Gift fraß sie ihm sein Leben. „Wie lange noch, Fioller, wie lange?" pochte es an seine Schläfe.

Die Grit! Beim Stampfeter war sie Magd gewesen, damals, als er, der Fioller, der sauberste Bursche am Rosenberg, frei noch und ledig, auf einer Kirchweih mit ihr die Nacht durchtanzt hatte. Als er morgens heimkam, fiel ein Schlüssel aus seiner Rocktasche. Er sah den Schlüssel an. Er war von der Grit, wohl von ihrer Kammer. Vielleicht hatte die Grit gehofft, einmal Bäuerin zu werden auf Fioll? Nie hatte er ihr ein Wort darüber gesagt. Leicht, wie sie zu nehmen war, hatte er sie genommen. Das war alles.

Doch dann trat Agnes in sein Leben. Die Grit war als Hausmagd nach Kastelruth gekommen, weit genug weg. Das kam ihm recht; denn der Fioller liebte sein Weib. Nicht, daß er dies zeigen konnte. Keiner, auch der Grit nicht, hatte er seine Liebe gezeigt. Das lag nicht in der Art der Fioller. Liebe zeigen bloß die, die es not haben, denen sonst nichts im Leben gegeben ist, was sie zeigen können. Der Fioller hatte den Hof, er hatte die Arbeit, das war genug, um es zu zeigen.

Es kamen die Buben, es kam die schwere Zeit, da es um das Land ging. Es kam das Gerede über die fremde Bäuerin auf Fioll. Schwer fielen die Schatten über ihn herein. Zweifel hatte ihn gefaßt. Hatten sie nicht recht im Dorf? Hatte sich je ein Fioller eine von „drüben" geholt? War es wirklich nur, weil er seinem ungestümen Blute den Willen hatte tun wollen? Er hatte nicht so gehandelt, wie es der Hof von ihm zu fordern hatte. So wurde er unsicher. Sein Stolz war gebrochen. Er ging seinem Weibe aus dem Wege.

Da geschah es, daß ihm in jenen Tagen, als er eben vom Seiser Markt heimwärts ging, die Grit

unterkam. Sie ging, ohne ihn zu sehen, den Wiesensteig nach Partschott hinüber. Der Steig war schmal. Er mußte hinter ihr gehen, eine Weile lang. Der Rasen dämpfte den Schritt. Sie hörte ihn nicht. Wie sie so vor ihm ging, verglich er sie mit der andern, mit Agnes, seinem Weibe. Die war freilich anders. Die hatte feine, zarte Glieder, auch wenn sie arbeiten konnte wie nur eine Bäuerin. Aber es war noch ein anderes an ihr, eines, das er nicht in Worte bringen, kaum denken konnte, etwas, das ganz unbäuerlich war, das jenseits seiner Art lag. Da war die Grit anders. Wie sie da derb ausschritt, wie alles so fest und sicher war, so voll Kraft, schien sie ihm der Inbegriff dessen zu sein, was dieses Land in seinem Wesen ausmachte. Ja, es war das Land selbst, das zu ihm sprach.

Grit bückte sich nach dem Griff des Gatters. Nun sah sie ihn. „Görg!"

Sie nannte ihn, wie sie ihn damals gerufen hatte. Nie mehr hatte ihn jemand so genannt. Nun lehnte sie sich gegen die Wand des Stadels, der neben dem Wege stand.

„Wie siehst du elend aus, Görg! Ganz zu fürchten bist du!"

Er schloß das Gatter hinter ihr zu.

„Du lebst schwer mit deiner Welschen, heißt es!"

„Nennst du sie auch so, Grit? Sie ist eine Bäuerin, so gut wie andere auch und ist Mutter meiner Buben!"

„Und dir, Görg, was ist sie dir?" Sie lachte, daß die Zähne weiß aus dem sonnengebräunten Antlitz blitzten. „Ach, was dir die Welsche ist, Görg, war ich dir schon lange!"

„Grit!" keuchte er schwer, „laß mein Weib aus dem Spiel!" Er griff nach ihrer Hand.

„Wie siehst du mich an, Görg?" Sie suchte ihm die Hand zu entwinden.

Kraft! Vielleicht war es dies, was ihm an Agnes fehlte, diese herbe, urgesunde Kraft, die sie ihm entgegensetzte! Eisern hielt er ihre Hand umklammert. Sie stemmte sich dagegen, sie wand sich, sie biß ihm ins Gelenk.

„Was willst du, Görg?"

„Ich weiß nicht, ws ich will!"

Das Mal ihrer Zähne brannte. Blut floß ihm über die Hand. Doch er ließ sie nicht los.

Da lächelte sie wieder. Er faßte nach ihrem Arm. Sie spürte seinen Griff, der voll ungebärdiger Kraft war.

„Willst du mich töten?"

Er röchelte bloß wie ein Ertrinkender und zwang sie nieder ins Heu.

Jahre gingen darüber hin. Nie mehr hatte er die Grit gesehen. Sie habe einen Dienst in der Fremde genommen, hieß es. Er versuchte, alles zu vergessen. Doch vergebens! Was bleiben mußte, blieb! Es blieb das bittere Mal seiner Schuld, das kein Sakrament zu lösen vermochte. Und nun dieser Mutz, dieser Ausbund allen Übels! Was wußte er? Mit der traumwandlerischen Sicherheit des Betrunkenen hatte er genau jenen Punkt erspürt, an dem er ihn mitten in das Herz treffen konnte. —

„Fioller", wie aus einer anderen Welt kam die Stimme des Freundes in seine quälenden Gedanken, „Fioller, es ist Zeit, daß du sprichst darüber!"

„Das Wort macht es nur schlechter."

„Schlechter, als es ist, kann es nicht mehr werden, Fioller! Meinst du, ich habe es nicht gesehen, als du dem Goldiner das Haus gezeigt hast? Die einschichtige Kammer, in der du schläfst, weiß Gott wie viele Jahre schon! Das ist unrecht, Fioller!"

„Ist mein Sach' allein!"

„Nein, Fioller, nein! Das ist für das erste die Sache deines Weibes. Was hat dir Agnes getan, daß du sie meidest?"

Er schwieg.

„Daß sie von ‚drüben' ist, macht deine Schuld nicht leichter. Du wußtest es, als du sie nahmst. Und gilt sie weniger, weil sie anders ist als die Weiber hier im Lande? Ist das andere etwa schlechter an sich? Nein, Fioller, du weißt es so gut wie ich, und doch bleibst du im Unrecht? Fürs andere aber ist es auch Sache des Hofes; denn du gehst zugrunde daran und Fioll mit dir!"

Da riß sich der Fioller herum. Furchtbar blickten die Augen. Der Schmied kannte diesen Blick, der so fern war, als käme er von jenseits allen Lebens. Er sprach:

„Was ein Fioller läßt, das nimmt er nicht mehr auf!"

Dies war das Wort, das ihm all die Jahre her den Weg wies. Immer, wenn er aus den quälenden Gedanken einen Ausweg gesucht hatte, war ihm, als Letztes, dieses Wort, hart wie ein Gebot, entgegengetreten und hatte ihm den Weg verstellt. Er wollte zeigen, daß es nicht sein ungestümes Blut, sein Gelüst war, das ihn zu Agnes geführt hatte. So war er immer tiefer in seine abgründige Einsamkeit geraten und trotzte der Welt und sich selbst.

„Auch nicht, wenn die Schuld allein bei ihm ist?"

Schwer traf ihn dieses Wort. Er wankte unter dem furchtbaren Anprall der Schuld. Nach dem Zaune griff er und preßte die Finger in das Holz, daß ihn der Schmerz wie eine Wollust anfiel.

„Laß mich!" keuchte er.

Da wandte sich der Freund um und ging schweigend den Weg hinab, denn was mit Worten zu tun war, war getan. —

Der Fioller aber stieg in den Lächenwald hinauf. Die Sonne sank hinter den Ritten hinab. Es dämmerte im Tale. Alles um ihn verschwamm ins Ungewisse.

Er erhob sich. Es war ihm, als wäre er blind durch die Jahre gegangen. Hell und heller wurde es vor seinen Augen. Der Entschluß war gefaßt. —

Lange konnte er nicht verstehen, warum ihm Agnes nicht in flammendem Zorn entgegentrat, als er ihr, was mit Grit geschehen war, bekannt und auch erzählt hatte, was der schwarze Mutz im Rausch geschrien, und in allem seine Schuld gestand, so frei, als ginge es um einen, der ihm selbst schon ganz fremd geworden.

Hatte er nicht gefürchtet, daß sie ihn ganz verlassen würde?

Und da saß sie nun auf dem Rande ihres Bettes, still, hielt seine Hand in der ihren und sah ihn ruhig aus dunklen Augen an.

„Was soll nun geschehen, Agnes?" fragte er mit unsicherer Stimme. Sie schwieg.

„Und der Mutz? Wie soll ich mit dem, was vor allen Leuten gesagt wurde, fertig werden?"

Und wieder schwieg sie.

Doch ein Lächeln huschte über ihr stilles Antlitz. Sie sah ihn lange an, still. Dann sagte sie — es war das einzige Wort, das sie zu ihm sprach —: „Wie meinte er doch, der Mutz? Auf deinem Acker wächst kein Korn, Fioller?"

Er blickte auf, horchte lange ihren Worten nach und verstand es nicht.

Doch dann, mit einem Male, überfiel es ihn so mächtig, daß er kein Wort mehr sprechen konnte. Innig schloß er sein Weib in die Arme.

„Agnes, ach Agnes!"

VI

In diesem Sommer geschah es, daß auf der Fioller Hochalm der schwere Pinzger Stier das Gatter aushob und durch den Zaun brach. Der Altknecht, der gerade die Sense dengelte, denn er wollte am andern Tage den Almanger mähen, sah noch, wie er, die Zaunstangen zwischen den Hörnern, hochauf den Schweif, in den Tschanwald stürmte. Da warf er mit einer Verwünschung den Dengelhammer durch die Luft, als könnte er den Flüchtenden damit treffen, und sprang, wie er nur im Sommer springen konnte, den Anger hinab und durch die offene Lucke in den Wald. Doch der Stier brüllte schon tief unten im Gehölz. Drei Tage später erst fanden sie ihn im Surlay, mit gebrochenem Genick.

Also war ein anderer Stier not auf Fioll. Der Bauer hielt viel auf seine Zucht und nahm nicht, was ihm leichthin geboten wurde. So kam ihm der Klausener Markt gerade gelegen. Doch im letzten Augenblick, als der Roßknecht schon den Wagen angespannt hatte, besann er sich wieder anders. Nein, er wollte jetzt nicht auf den Markt gehen. „Spann aus!" befahl er dem Knecht und band sich den Schurz, den blauen, wieder zur Arbeit vor. Nein. er ging jetzt nicht unter die Leute. Seit Wochen hatte ihn niemand sonntags im Hochamt gesehen. Als der Ersten einer ging er zur Frühmesse mit Agnes.

„Anselm", rief er über den Hof. Wie staunte dieser! Er, Anselm, mußte auf den Viehmarkt nach Klausen gehen, um nach einem Stier Umschau zu halten, den man in Zucht auf Fioll stellen könnte.

Doppelt stolz war Anselm darüber. Niemals hätte der Vater einem seiner Knechte diesen Auftrag gegeben. Einen Stier zu kaufen, war, seit der Hof stand, allein des Bauers Sache. So nahm denn Anselm auch den schweren Stock mit dem eingekerbten Maßen, den der Bauer nahm, wenn er zu Markte ging, schob, wie der Vater, leicht den Hut ins Genick, pfiff sich eins und zog die Straße hinab ins Tal.

Es war viel Volk in dem kleinen Städchen. In den Wirtsstuben lärmten die Bauern, auf dem Platze schrien die Händler, in den Gassen zogen die landfahrenden Leute daher, die von einem Markttage wie diesem auf ihre Weise zu gewinnen hofften. Über die engen Gassen riefen sich die Weiber zu, über die Köpfe der der Vorübergehenden hinweg; und obwohl alles aus den Dörfern rundum auf den Beinen war, was Beine hatte, kannte eines das andere, so daß es ein ständiges Grüßen und Fragen gab. War aber einer fremd, so ging gleich das Gefrage doppelt los.

Also erging es auch Anselm, daß er mehr mit den Menschen zu tun bekam als mit dem Vieh, obgleich ihm dies gar nicht lieb war. Wie er da mit kritischem Blick vor einem Stiere stand und erst ein paar Schritte zurücktrat, dann langsam um den Stier herumging, ohne ihn aus den Augen zu lassen, ihm mit dem Stock die Höhe und die Spanne der Schulter maß, fiel er allen, die ihn sahen sogleich auf. Er tat dies alles mit ruhigen, gelassenen Bewegungen, wie sie eher einem alten, erfahrenen Bergbauern zustanden. Denn ein junger Bursche, der das erstemal einen Stier kaufen ging — richtiger gesagt, nachschauen ging, ob ein Stier das Kaufen lohne — und einen Kopf größer war als andere seines Alters, wurde überall gleich gesehen. Außerdem schien sein schmales, kantiges

Gesicht mit der kühn vorspringenden Nase, dem schmalen Mund und den grauen, durchdringenden Augen so sehr das Gesicht seines Vaters zu sein, freilch ohne die steile Falte zwischen den Brauen, ohne den bitteren Zug um den Mund, daß er überall sogleich als Fioller erkannt und angesprochen wurde.

Je weniger der Vater selbst unter die Menschen ging, desto mehr wurde von ihm und dem Hof gesprochen. Auch dies mußte Anselm erfahren. Wie man von Fioll weit in das Land sehen konnte, von den Zillertaler Bergen bis über die Mendel, sah auch das Land überall nach Fioll. Die Klausener aber in ihrem kleinen Städtchen, das wie das Tiroler Bethlehem in einer Weihnachtskrippe eng übereinander gebaut war, lebten so nahe unter ihren Dächern und Giebeln beisammen, daß, was einer sagte, in allen Fenstern und Ecken gehört wurde und im Nu durch das ganze Städtchen lief. Da die Handwerker und Bürger von dem lebten, was ihnen die Bauern der umliegenden Dörfer zu arbeiten gaben, mußten sie schon von Berufs wegen wissen, was dort geschah. Kein Hof aber in der Gegend, der sie so beschäftigt hätte wie Fioll!

„Seh ich recht, so seid Ihr des Fiollers Ältester", sagte eine freundliche Stimme hinter Anselm, während er den zweiten Stier musterte, den der Pfanner von Gufidaun aufgetrieben hatte. Es war, dies sah Anselm sogleich, nicht weither damit, obwohl drei von den Händlern wie hungrige Geier um den Stier herumstrichen. Doch es hieß, zwei davon seien seine eigenen Schwäger. Die hätte sich der Pfanner selbst bestellt, um mehr Lust in den Handel zu bringen.

Anselm kehrte sich gar nicht nach dem Sprecher um; denn der Gufidauner Stier zeigte ihm eben die beste Seite. Die Hörner waren kurz, doch mächtig der Grind. Die blutunterlaufenen Augen — viel zu klein für das gewaltige Tier — blickten heimtückisch in die Runde, als suchten sie die echten von den falschen Käufern heraus.

Schön! Daß Ihr Euch nicht stören laßt, zeigt mir, daß Ihr des Fiollers Ältester seid; denn dies war immer seine Art: nur eine einzige Sache zu einer Zeit!"

„Der Älteste nicht", sagte Anselm nebenhin, ohne sich umzusehen.

Der eine von den Händlern, der einzige, dem es ernst war, klopfte dem Stier die Brust. Doch was er spürte, schien ihm wenig zu gefallen; denn er wandte sich geringschätzig ab.

„So seid Ihr der Jüngere also?"

Während Anselm näher an den Stier herantrat, sah er mit einem raschen Blick den Sprecher an. Er trug einen grauen Spitzbart. Ein schwarzgefaßter Zwicker schwebte ihm auf der Nase, die für ein Männergesicht viel zu fein war. Wenn er sprach, machte der Zwicker jede Bewegung des Gesichtes mit.

„Ich habe es nie verstehen können, daß auf einem Hof wie Fioll, wo doch alles aus der gleichen Art wächst, das Gras, das Korn, das Vieh, just die Menschen so ungleich geraten können! Es heißt, der eine liebe die Maschinen mehr als alles in der Welt und der Jüngste seine Geige!"

Anselm dachte, daß er dem Vater von diesem Stier gar nichts zu sagen brauchte. So ging er rasch über den Platz hinüber, wo die Villanderer aufgetrieben hatten.

Der Herr, der von Fioll gesprochen hatte, blieb in seiner Nähe.

„Es wird schwer werden: dieser Hof und drei Brüder, so ungleich und fremd zueinander!"

Mißtrauisch, wie Anselm allem Städtischen gegenüber war, sah er dem Fremden auf die Hände. Die hatten gewiß noch keine Axt geführt, nicht einmal ein Handbeil oder eine Haue, so fein waren sie. Die Knöchel traten an den Gelenken etwas stark hervor, so daß die Finger noch zierlicher erschienen, zerbrechlich fast. Alles an dem Manne, so kam es Anselm vor, hatte einen Zug ins Kleine, ins Genaue, auch die Art, wie er den Rock trotz des heißen Tages bis zuoberst zugeknöpft hielt und den Hals in den engen, weißen Stehkragen zwängte.

Anselm hatte den Stand erreicht, in welchem, wuchtig wie ein Gebirge, der Stier des Pregler von Villanders stand.

„Nun, mir kann es recht sein, wie es einmal auf Fioll geht", sagte der Fremde und kehrte sich um, „ich habe damit nichts mehr zu tun!"

„Soll ich dem Vater . . .", fuhr Anselm auf, denn nun schien ihm doch, als wäre dies ein Mann, dem man Rede stehen müßte.

„Ja, Ihr könnt den Vater grüßen. Und sagt ihm, die Übertragung des Weinackers vom Mutzengute habe ich noch abgeschlossen. Doch was weiter zu tun ist, macht mein Nachfolger!"

„So seid Ihr . . .?"

Da tippte er mit dem Zeigefinger an den Rand des Hutes. „August Schrötter, ehemals Grundbuchführer am Bezirksgericht zu Klausen!"

„Danke, danke sehr", sagte Anselm, unbeholfen wie immer bei solchen Anlässen, und erwiderte den Gruß, indem er den Hut zog, viel tiefer, als es nötig gewesen wäre. Doch mit diesen Stadtleuten wußte einer nie, wie er daran war. „Da möchte ich gleich fragen", rief er, „ich soll nämlich, es handelt sich . . ."

„Mein Nachfolger wird sich freuen", sagte der Herr kurz und bog in die Gasse ein.

Anselm sah ihm lange nach. Das Grundbuch kam für ihn gleich nach der Biblischen Geschichte; denn was immer im Lande geschah, Unwetter und Krieg, Murbruch und Brand, Geburt und Tod, im Grundbuch fand alles seine endgültige Gestalt. Wie mochte wohl Fioll darinnen aussehen? Anselm preßte die Lippen aufeinander, wie er zu tun pflegte, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte. —

„Platz für Fioll!" rief da der dicke Pregler mit seinem roten, weinfrohen Himmelfahrtsgesicht und schob die anderen, die herumstanden, zur Seite. „Er schickt mir seinen Sohn, der Fioller. Wird schon wissen, warum er nicht selber kommt!"

Da stießen sich die Bauern die Ellbogen in die Seite und lachten. Das gefiel Anselm nicht. Es gab da manches auf Fioll, was er nicht wußte.

Der Pregler griff dem Stier nach dem Nasenring und führte das gewaltige Tier langsam um Anselm herum, so daß dieser schließlich allein in der Mitte des Kreises stand, während alle Leute rundum mehr auf ihn als auf den Stier blickten. Anselm aber kam es vor, als stünde er allein für Fioll da und müßte ihnen zeigen, was es gälte.

So blickte er gelassen dem Stiere nach, klopfte ihm, als er wieder an seinem Platz angelangt war, die Brust, befühlte die Flanken, fuhr über die Wamme und sah ihm ins Maul, ruhig und mit Bedacht. Dann fragte er den Pregler, auf welches Gewicht er ihn gewogen hätte.

Der Pregler gab ihm ebenso ruhig, wie er gefragt hatte, über alles Auskunft. Es freute Anselm, daß er ihm so ernst begegnete, denn was auf dem Rosenberg der Fioller war, war der Pregler in Villanders. Die beiden Höfe schauten einander über das Tal hinweg in die Felder. Da mußte einer den andern gelten lassen.

Der Pregler streckte Anselm die Hand hin. Doch dieser schlug nicht ein. Er wollte dem Vater von allem berichten, sagte er, der Pregler möge ihm im Worte bleiben, denn von den Stieren, die er bisher gesehen, sei dies allwegs noch der am wenigsten schlechte, obwohl er auch seine Tadel habe und dem Vater vielleicht noch zu jung sei.

Die Elfuhrglocke begann zu läuten. Die Bauern rückten ihre Hüte und beteten den Englischen Gruß. Dabei spürten sie, wie hungrig sie schon waren.

Im „Schwarzen Adler" kam Anselm neben den alten, dicken Stampfeter zu sitzen, der, wie er zwischen Nudelsuppe und Braten erzählte, eine Pinzger Kuh erhandelt hatte. Dies sei insofern denkwürdig, meinte er, als bei dieser Kuh, wie er feierlich erklärte, die Viehpreise wieder begonnen hätten, in die Höhe zu steigen, so daß er tiefer in die Tiefe seines Geldbeutels hätte greifen müssen, als ihm lieb sei.

Als mit dem Kalbsbraten auch die Geschichte mit der Pinzger Kuh zu Ende ging, klopfte er Anselm vertraulich auf die Schulter.

„Bist jetzt du an der Reih", Anselm?" lachte er, daß sein runder Stierschädel über und über rot anlief.

Anselm achtete weiter nicht darauf. Doch da der Stampfeter immerhin ein angesehener Bauer war und etwas galt im Dorfe, mußte er ihm wohl eine Antwort geben. So nickte er ihm zu. Doch sogleich erkannte er an dessen Gesicht, daß ihn dieser falsch verstanden hatte.

„Also ist der Lukas schon aus dem Hof?" fragte er rasch.

Auch die andern am Tische hoben die Köpfe.

„Beileibe nicht", sagte Anselm und sah gleichgültig auf den Teller nieder, „er studiert ja bloß für den Hof, wie der Vater sagt!"

Da schlug der Stampfeter nach einer Fliege, die über die Tischplatte lief.

„Hin ist sie!" rief er und lachte so heftig, daß er sich verschluckte dabei, „was heißt jetzt das: für den Hof studieren?"

„Der Vater meint, heutigentags, wo soviel Arbeit mit Maschinen zu tun wäre, könne ein Bauer nicht genug davon wissen, und . . ."

„So stimmt"s!" schluckte der Stampfeter auf, „nie genug wissen, das wohl!" Er spießte einen Knödel auf die Gabel. „Die Welt ist rund, aber der Bauer bleibt unt!" Dann stieß er Anselm in die Seite: „Wie aber, wenn der Lukas bei den Maschinen bleibt?" Ein lauernder Blick schoß aus seinen kleinen, listigen Augen auf den Fiollersohn. Alle am Tische warteten gespannt.

„Das bleibt er nicht", sagte Anselm so ruhig, als er vermochte, und war so bei den Knödel, als ginge ihn das Gespräch weiter nichts mehr an.

„Kann auch sein", nickte der Stampfeter und würgte an seinem Speckknödel, „es ist ja bloß, daß man davon redet. Und überhaupt, noch ist der Fioller allwegs das stärkste Mannsbild am Rosenberg. Wen der in seine Fäuste nimmt, der braucht einen guten Schutzengel!"

„Oder einen guten Bürgermeister!" rief einer am Tisch, ohne vom Teller aufzusehen. Da lachten alle. Der alte Stampfeter lief an wie ein Krapfen im Schmalz. Er legte die Gebel weg und hob vorsichtig die Hand. „Wart, Luder!" rief er und — patsch! — schlug er wieder eine Fliege tot.

Da begann der eine wieder: „So hin, wie deine

Fliegen ist, wär' er jetzt, der andere, wenn ihm nicht . . ."

„Halt"s Maul!" herrschte ihn der Stampfeter an, „er wird schon wissen, der Fioller, warum er ihn hat leben lassen!" Dann kehrte er sich wieder zu Anselm hin: „Hat jedes Ding zwei Seiten. Ist allwegs besser, wenn nicht hinter dem, der einmal den Hof halten muß, ein Schüppel Geschwister dreinspringt. Tust dich einmal leichter! Schau, wie es der meinige, der Klaus, leicht hat, wenn mich das Schlägl trifft. Ist bloß die Trine . . ."

Anselm wischte schnell das Kreuzzeichen über die Stirn und stand auf. Er hatte plötzlich keinen Appetit mehr. „Den Pusterer Stier muß ich anschauen, noch einmel", sagte er, „etwa, daß er doch besser ist als dem Pregler seiner!" und zwängte sich durch die Tür.

„Der wohl!" sagte der eine wieder und schaute Anselm nach, bis er durch die Tür war, „der wird einmal der Richtige auf Fioll!"

„Wenn ihn der Lukas laßt!" meinte der Stampfeter in einem Ton, daß es für alle am Tisch als Schlußwort galt, und außerdem rülpste er noch kräftig hinterdrein.

Als Anselm durch das Ledergaßl zurück auf den Platz kam, wurde das Vieh schon abgetrieben. Die kräftigen Leiber der Ochsen dampften in der Mittagswärme. Die Stiere hielten den Kopf gesenkt und rissen so ungeduldig an den Ketten, daß die Treiber kaum nachkommen konnten.

Da war er wieder, der Villanderer Stier. Gerade vor Anselm stemmte er sich in den Boden und blieb stehen wie ein Fels. Dann setzte er unwillig seine Stimme an, dumpf grollend erst, ganz von innen her, urmächtig dann, daß die ganze Gasse davon widerhallte. Der Treiber zerrte am Nasenring. Vergebens! Der Stier stand und schüttelte den Grind so heftig, daß der Treiber von einer Gassenseite anf die andere flog.

Anselm sah es mit zufriedenem Lächeln. Der Stier war gut. Der Vater würde ihn loben.

Der Zug der Leute, die vom Platze her in die enge Gasse drängten, begann zu stocken, denn der Villanderer Stier sperrte den Weg. Dem Treiber glitt der Stock aus der Hand. Der Stier war los.

Anselm sah es. Rasch sprang er hin, nahm den Strick auf und faßte das Tier. Der Stier blickte ihn aus rotgeränderten Augen unheimlich an und senkte langsam das Haupt.

„Du sollst spüren, wer einmal dein Herr wird!" dachte Anselm und schlang den Strick fester um die Faust. Einen Augenblick wartete er. Dann riß er plötzlich den Strick hock.

Der Stier, von jähem Schmerz getroffen, schüttelte zornig das mächtige Haupt. Er fühlte, daß ein anderer nun an ihm war, und stemmte sich fester in den Boden. Der Treiber hatte sich erhoben und wollte wieder nach dem Stier greifen.

„Laß mich!" sagte Anselm.

Enger noch, hart am Ringe, faßte er den Strick, riß ihn nochmals hoch und schlug den Stock mit aller Wucht nieder.

Unbeweglich stand der Stier. Näher drängte das Volk heran. Die Fenster flogen auf. Ein wildes Geschrei drang vom Platz her, Alle hoben die Köpfe und wollten das Schauspiel sehen.

Anselm war fahl geworden. Wohl spürte er, was auf dem Spiel stand. Er schob die Beine auseinander, um einen festen Stand zu gewinnen. Aug in Aug stand er mit dem Stier.

„Auf Fioll wird gehorcht!" stieß er zwischen den Zähnen hervor und lauerte eine Weile nur auf den richtigen Augenblick. Der Stier spürte, daß etwas Besonderes folgen würde. Langsam, schwerfällig drehte er sich herum, so daß er hart gegen Anselm stand. Dann senkte er ruhig das Haupt — die Hörner streiften fast den Boden! Nach drängten die Leute. Plötzlich aber sprang der Stier — ein Schrei die Gasse her! — auf Anselm los. Eng nur war der Raum, zu knapp, um auszuweichen. Anselm duckte sich nieder. Die kurzen, stämmigen Hörner stießen ins Leere. Doch die schwere Brust des Tieres traf ihn mit voller Wucht. Hintüber fiel er zu Boden. Ganz nahe schon spürte er, wie ihn die mächtigen Beine des Tieres, die wie Säulen so kräftig waren, niederzustampfen drohten. Um Sekunden ging es. Auf sprang er, hart an die Mauer gedrängt. Da der Stier, um ihn zu treffen, mit Urgewalt vorwärts drängte, hatte Anselm Raum um sich, faßte den Strick wieder und riß daran mit solcher Wucht daß ihm der Strick schmerzend in die Faust schnitt. Bruchteile von Sekunden vergingen. Anselm war in einem flinken Satz über das massige Haupt des Stieres gesprungen und riß nun mit beiden Fäusten den mächtigen Schädel zurück, daß das Seil knirschte. Blut troff von der Hand. Noch ein kleiner Augenblick äußerster Spannung und lautloser Stille verging. Anselm stand knapp über dem Stierschädel, die Knie gegen dessen Wamme gepreßt. Nicht einen Deut ließen seine Fäuste das Seil lockerer, noch einmal riß Anselm mit seiner ganzen Kraft. Endlich. Der Stier schüttelte sich und hob das Haupt, mehr im Staunen schon als zürnend. Schaum troff ihm aus dem Maule. Er schüttelte sich wieder, lässig nur, als hätte alles, was geschehen war, nichts zu gelten. Dann trottete er folgsam hinter Anselm drein.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

„Ein Missionspriester ist die größte Gabe, die das katholische Volk der Heidenwelt schenken kann", schrieb der große Missionswissenschaftler Pater Robert Streit O.M.J. Es hat der Heiland wohl die Heidenwelt eingeladen, zu kommen, um von Ihm zu empfangen, Segen und Ewigkeit. Es hat der Heiland aber eines ganz besonders betont: „Geht hin, und lehret alle Völker!" Und diese Worte hat Er uns gesagt, den Gläubigen. Nicht alle können hingehen um zu lehren die Völker. Doch helfen jenen, die wirklich hinausziehen in die Welt der Heiden, das können wir und das müssen wir! Und das tun wir auch. Wir sammeln für die Erziehung armer Buben zum Priestertum in den Reihen der Oblatenmissionare der Unbefleckten Jungfrau Maria. Gottes Segen ist mit unserem bescheidenen Werk.

Bisher eingenommen:	$6,208.77
Ein Leser, Lampman, Sask.	10.00
Mrs. M. Hager, Toronto, Ont.	1.00
Frank Roesch, Saskatoon, Sask.	10.00
Mrs. K. Hickie, Killaly, Sask.	4.00
John Weis, St. Walburg, Sask.	2.00
Magd. Eisler, Moose Jaw, Sask.	1.00
	$6,236.77

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask.**